Crim.
181
ns

(Müchler)
om.
181 ns - 1

<36601409780012

<36601409780012

Bayer. Staatsbibliothek

Kriminalgeschichten.

Aus gerichtlichen Akten gezogen.

Erster Theil.

Berlin, 1792.
bei Friedrich Vieweg, dem ältern.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Verschiedene Jahre hindurch war es fast mein täglicher Beruf, mich mit Kriminalakten zu beschäftigen. Kein Wunder, wenn ich hierbei sehr oft auf Begebenheiten stieß, die mir wenigstens, in mehr denn einer Rücksicht, der Aufmerksamkeit des Gesetzgebers, Richters und Psychologen nicht unwürdig zu seyn schienen.

Ich sammlete mehrere dieser Fälle, doch nur zu meiner eigenen Belehrung, und um mein Herz zur Duldung zu gewöhnen; nicht aber, um sie dem Druck zu übergeben.

Allein die gütige Nachsicht, mit der einige dieser Kriminalgeschichten bei ihrer Bekanntmachung in der Berlinischen Monatsschrift aufgenommen worden sind, hat mich itzt zur Herausgabe dieser Sammlung bewogen.

Was den Zweck betrifft, den ich dabei zu erreichen wünschte, so habe ich solchen in der nachfolgenden Einleitung ausführlicher

auseinander gesetzt; ich würde mich für sehr belohnt halten, wenn ich ihn nicht gänzlich verfehlt hätte.

Von der Aufnahme dieses Versuchs wird es abhangen, ob dieser Sammlung noch mehrere folgen sollen oder nicht; daß mir merkwürdige, — aber auch zugleich aktenmäßige — Beiträge dazu stets sehr willkommen seyn werden, darf ich wohl nicht hinzusetzen.

Wann übrigens einige von diesen Kriminalfällen bereits im Druck erschienen sind, so findet man sie doch in Schriften, die eine ganz verschiedne Bestimmung von dieser

Sammlung haben, in der sie wenigstens von mir aus einem andern Gesichtspunkt dargestellt worden sind.

Berlin, den 31. Jenner 1792.

Karl Müchler.

Kriminalgeschichten.

Aus

gerichtlichen Akten gezogen.

Einleitung.

Große Aerzte, vorzüglich Anatomiker und Physiologen, haben wider die Immaterialität der Seele des Menschen häufig erhebliche Zweifel geäußert. Sie haben bemerkt, daß alle Arten unserer Ideen, die sinnlichen, so wie die intellectuellen, allein durch die Nerven erzeugt werden, und daß manche von den sogenannten Geistesfähigkeiten, größtentheils von der guten oder schlimmen Beschaffenheit unserer Nerven und Organisationen abhangen; daß die Anfänge der Nerven sich im Gehirn verlieren, und dem bewaffnetesten Auge völlig unsichtbar werden, und besonders, daß Wachsthum, Vollkommenheit und Abnahme der Geistesfähigkeiten, mit dem gesunden oder kranken Zustande des Körpers mehrentheils in gleichem Verhältnisse stehen.

Wer nun leugnet, daß die Seele einfach sey, behauptet deswegen noch nicht, daß sie vom Körper,

worin sie ist, verschieden sey; denn sie kann, auch als materiell, vom Körper selbst trennbar seyn, und fortdauern, wenn gleich der Körper zerstört wird.

Wer behauptet, daß die Seele ein Theil des menschlichen und thierischen Körpers sey, der leugnet deswegen noch nicht, daß die Seele nicht ihre eigenthümliche und von andern Theilen des Körpers verschiedene Wirklichkeit habe. Der gröbere Theil des Körpers, oder alle andere Theile desselben, könnten zu Grunde gehen, und dieser feinre Theil desselben, die Seele, könnte demungeachtet ihre Wirklichkeit behalten, denn die Auflösung des Ganzen zieht nicht nothwendig die Auflösung aller einzelnen Theile an sich selbst nach sich.

Wer aber behauptet, die Seele bestehe in weiter nichts, als in dem Resultate der harmonischen Wirkungen des menschlichen und thierischen Körpers; oder, sie sey bloß das Leben des Körpers, das aus der Zusammenordnung seiner Theile entspringt, — der behauptet auch, sie sey an sich selbst nichts, so bald als diese Theile aus ihrer Zusammenordnung gesetzt, und die harmonischen Wirkungen der Organisation zerstört sind. Dies ist nun freilich zu weit gegangen; denn es ist offenbar, daß eben das, was in uns empfindet, denkt und

verlangt, auch dasselbe ist, was unsern Körper in tausenderlei Fällen bewegt und regiert. Nicht allein der Körper bringt in die Seele, sondern auch die Seele in den Körper Veränderungen hervor. Wäre nun die Seele weiter nichts, als das Resultat von den vereinigten verhältnißmäßigen Wirkungen der Organisation, oder wäre sie kein wirkliches von der Organisation selbst verschiedenes Wesen, so wäre es unbegreiflich, und ohne Beispiel in der Natur, daß eine bloße Erscheinung, wohinter nichts reelles ist, und die nichts reelles zum Grunde hat, doch reelle Veränderungen hervorbringen, und also eine Kraft äußern sollte.

Daß die Seele aber nicht allein regiere, sondern der Körper, dessen Entstehung, Wachsthum, und fortwährender Zustand im Leben, nicht von dem Individuo selbst und allein abhängt, die Mitregierung führe, kann wohl keinem Zweifel unterworfen seyn.

Die Lehre von der menschlichen Freiheit ist nicht weniger als die Immaterialität der Seele bestritten. Man behauptet, die Vernunft kann nicht irren; jeder Kraft ist ihr Gleis vorgezeichnet. Die Verurtheilung der Vernunft durch sich selbst, geschiehet nicht alsdann, wenn man urtheilt, sondern hinterher, wenn man schon auf einer andern Stelle

ist, und mehr Kenntnisse erworben hat. Weisheit und Thorheit verdienen also nicht Lob, nicht Tadel, sie sind bloß als allmählige Fortschritte der Natur anzusehen, in Ansehung derer ich nicht frei bin. Was den Willen betrifft, so sind alle Neigungen und Triebe in einem einzigen, nehmlich der Selbstliebe enthalten, in Ansehung deren aber jeder Mensch seine besondere Stimmung hat, die doch auch von der allgemeinen Stimmung niemahls abweichen kann. Die Selbstliebe wird jedesmahl durch alle Empfindungen zusammen bestimmt, doch so, daß entweder die dunkleren oder die deutlicheren daran den größten Antheil haben. Es giebt also keinen freien Willen. So schließen einige, und ein bekannter Schriftsteller nennt die Lehre von der Nothwendigkeit, eine seelige Lehre, durch welche die Sittenlehre allererst ihren eigentlichen Werth erhalte.

Es sollten daher auch bei Verbrechen gewisse Lehrer, die es so leicht vormahlen, sich mit Gott zu versöhnen, in Anspruch genommen werden.

Andere haben von der Freiheit des Willens den Begriff gegeben, daß es das Vermögen des denkenden Wesens sey, seiner jedesmahligen Ideenlage gemäß zu handeln. Wovon aber die jedesmahlige Ideenlage des Menschen, die ihn so ganz unvermeidlich und auf eine nach den Gesetzen seiner Natur

nothwendige Art, zu seinen jedesmahligen Handlungen bestimmt, abhängt? diese Frage ist bis jetzt noch nicht vollständig beantwortet. Es kommt dabei nicht darauf an, einige Punkte, welche die Ideenlage bestimmen mögen, sondern die gesammten Gesetze der menschlichen Natur, nach welchen sich die Gegenwart, der Wechsel, und die Stärke der Ideen richtet, vollständig aufgezählt darzulegen, — und die um den Begriff der Freiheit herumkreisende Nebenideen vom Satze des zureichenden Grundes, von der Vorsehung, und von der Zurechnung und Bestrafung, machen eben, wenn die Spekulation selbige durch Worterklärungen in einander wirrt, die Freiheitslehre zu dem unergründlichen Geheimniß, von welchem die heilige Muse Miltons sagt: es sey dem Teufel selbst unbegreiflich.

Gleichwohl ist der allgemeine Fatalism ein alle Moral afficirendes gewaltsames Princip, da er alles menschliche Thun und Lassen in bloßes Marionettenspiel verwandelt, und den Begriff von Verbindlichkeit gänzlich aufhebt. Das Sollen, oder der Imperativ, der das praktische Gesetz vom Naturgesetz unterscheidet, würde uns auch in der Idee gänzlich außerhalb der Naturkette setzen, indem er, (ohne unsern Willen als frei zu denken) unmöglich und ungereimt seyn, und uns vielmehr alsdann

nichts übrig bleiben würde, als abzuwarten und zu beobachten, was Gott, vermittelst der Natursachen, in uns vor Entschließungen wirken werde, nicht aber was wir von selbst, als Urheber, thun können und sollen: woraus denn die gröbste Schwärmerei entspringen muß, die allen Einfluß der gesunden Vernunft aufhebt, deren Rechte aufrecht zu erhalten, Pflicht ist.

Der praktische Begriff der Freiheit hat in der That mit dem speculativen, der den Metaphysikern gänzlich überlassen bleibt, gar nichts zu thun. Denn woher mir ursprünglich der Zustand, in welchem ich jetzt handeln soll, gekommen sey, kann mir ganz gleichgültig seyn; ich frage nur, was ich nun zu thun habe? und da ist die Freiheit eine nothwendige praktische Voraussetzung und eine Idee, unter der ich allein Gebote der Vernunft, als gültig, ansehen kann. Selbst der hartnäckigste Sceptiker gesteht: daß, wenn es zum Handeln kömmt, alle sophistische Bedenklichkeiten wegen eines allgemein-täuschenden Scheins wegfallen müssen. Eben so muß der entschlossendste Fatalist, der es ist, so lange er sich der bloßen Spekulation ergiebt, dennoch, so bald es ihm um Weisheit und Pflicht zu thun ist, jederzeit so handeln, als ob er frei wäre, und diese Idee bringt auch

wirklich die damit einstimmige That hervor, und kann sie auch allein hervorbringen. Es ist schwer, den Menschen ganz abzulegen.

Dagegen würde derjenige sehr irren, der den Willen als die erste Ursache von aller unsrer Thätigkeit, und also diese von jenem abhängig zu seyn glaubte, weil wir schon Thätigkeit äußern, ehe uns noch ein Wille zugeschrieben werden kann. Denn wir sind gemeiniglich schon sehr wirksam, ehe noch in uns im mindesten eine deutliche Erkenntniß von dem, was zukünftig oder für uns ein Gut ist, vorausgesetzt werden kann. Und beides sollte doch, es sey in welchem Maaße es wolle, vorausgesetzt werden, ehe einmahl an die Wirkungen des Willens gedacht werden kann. Je schwüriger nun aus vorstehenden Beobachtungen und Reflexionen es uns wird, über die Handlungen der Menschen ein gerechtes Urtheil zu fällen, je dringender muß der Wunsch in uns erregt werden, die Rechtspflege in peinlichen Sachen so bestimmt zu sehen, daß die höchstmögliche Ehrfurcht und Liebe der Menschheit bei deren Ausübung den Vorsitz einnehmen.

Wer die meisten Vergehungen derjenigen Unglücklichen untersucht, die wir in langwieriger Gefangenschaft schmachten oder auf dem Blutgerüste

sterben sehen; wer die geheimen Triebfedern ihrer Handlungen nach Möglichkeit nachforscht, die Summe ihrer Erkenntnisse von dem, was recht oder unrecht ist, genau abwiegt, und, bekannt mit den Schwächen der Menschheit und der unwiderstehlichen Gewalt der Leidenschaften bei dem uncultivirten Naturmenschen, mit wohlwollendem Herzen dort entschuldigen möchte, wo der kalte Rechtsgelehrte, der nur in den dürren Worte seiner peinlichen Halsgerichtsordnung lebt, verdammt und verdammen muß, wenn nicht ein noch größeres Uebel durch die willkührliche Entscheidung entstehen soll, weil in einem Staate von irgend einem beträchtlichen Umfang, der Richter zu viel seyn müssen, als daß sie alle mit solchen Fähigkeiten des Verstandes, und Gefühlen des Herzens begabt seyn könnten, unter welchen die Willkühr des Richters, das beste Recht ist, — ach, der wird — aber wahrlich nicht zu seiner Beruhigung — sehr leicht gewahr werden, daß kein geringer Theil dieser Verbrecher unser wärmstes Mitleid, nur wenige unsern Abscheu, und mancher sogar unsre Bewunderung verdient.

Ein unglücklicher Zusammenfluß kleiner, oft völlig unbedeutend scheinender Umstände machte diesen zum Dieb und jenen zum Mörder, und

oft würde selbst der aufmerksamste Beobachter nicht wissen, wen er mehr anklagen solle: ob die Mängel unsrer Verfassung und Gesetzgebung, denen man so oft die Komplicität bei Verbrechen vorwerfen kann, oder den unglücklichen Verbrecher?

Die größte Anzahl dieser Elenden besteht aus der niedrigsten Klasse des Volks. Roh, ohne Erziehung, ohne vernünftige Grundsätze von Religion und Sittlichkeit, sich selbst und dem blinden Ungefähr überlassen, sind sie fast immer ein Raub der drückendsten Armuth.

Sie sind gewohnt, viel und schweres Elend zu tragen, aber wenn es nun die Summe ihrer Kräfte überschreitet, so werden dann auch die Ausbrüche ihrer Verzweiflung, ihres Zorns, (wie überhaupt bei dem rohen Naturmenschen) um desto heftiger und gefahrvoller. Zur Abstumpfung des sittlichen Gefühls, das sonst so laut im menschlichen Herzen redet, trägt auch der Druck viel bei, unter dem der größte Theil solcher Menschen schmachtet; — vielleicht ein nothwendiges Uebel unserer jetzigen Staatsverfassungen, aber um deswillen nicht minder schädlich und lästig für das Individuum.

Dazu kömmt ein auf traurige Erfahrungen sich gründender obgleich zuweilen ungerechter Zwei-

fel an Menschenliebe und Mitleiden, und eine Menge abergläubischer Vorstellungen einer mystischen Religion, wo die abentheuerlichen Grillen einer erhitzten Einbildung den Gebrauch der ruhigen Vernunft oft gänzlich unterdrücken. So entstehen oft schreckliche und grausame Verbrechen, bei deren Ausübung zuweilen Spuren von richtigen und selbst feinen Empfindungen des Verbrechers zeugen, daß er, unter anderer Leitung, ein sehr nützliches und liebenswürdiges Mitglied der menschlichen Gesellschaft hätte werden können.

Unter zehn Mördern findet man kaum einen, den Eigennutz oder lang überlegte Rachsucht zu diesem unglücklichen Schritt verleitet hätte *):

---

*) „Selten werden grobe Verbrechen begangen, um bloß „eigensüchtige Bedürfnisse zu befriedigen, um den „sinnlichen Trieben allein Genüge zu leisten. Mehrentheils ist es Liebe zu den Seinigen, welche die Stimme „der Menschheit überschreit, und den Menschen zum „Betrüger, Dieb, und Straßenräuber macht. Ein „andermahl spricht Ehrsucht lauter, als Vaterland und „Menschlichkeit; u. s. w."

Moses Mendelssohn. Siehe Berlinische Monatsschrift, März 1786. S. 201.

oder der, außer in den ersten Tagen, nachher seine That mit Sorgsamkeit und List zu verbergen, und mit Troz und Hartnäckigkeit zu läugnen suchte. Den meisten, vorzüglich von geringerm Stande, gab Verzweiflung, Lebensüberdruß und Sehnsucht nach Freiheit, das mörderische Gewehr in die Hand, und nur angeborne Feigheit oder das Vorurtheil einer gottgefälligen Bekehrung hielt sie vom Selbstmorde zurück.

Die meisten wurden, nach vollbrachter That, ihre eigenen ersten Ankläger, oder gestanden doch gleich ihre Verbrechen mit Reue und Freimüthigkeit, und oft sahen sie dem Augenblick ihrer Bestrafung mit mehrerem Gleichmuth entgegen, als mancher dem Tod auf dem Krankenlager.

Wenn wir stets genau die lange Kette von Widerwärtigkeiten und niederschlagenden Ereignissen, von sonderbar zusammentreffenden Veranlassungen mit Einem Blick überschauen, wenn wir die tausend und aber tausend geheimen Bewegungsgründe entdecken könnten, wodurch der unglückliche Verbrechen, vielleicht in einem einzigen schrecklichen Augenblick der Verzweiflung, der Noth, und der Unzufriedenheit mit der Welt und seinem Schicksal, nach schrecklichem Kampf zwischen Pflicht und vermeintlicher Nothwendig-

keit, sich den Händen der nichtsschonenden Gerechtigkeit durch eine Frevelthat übergiebt, so würden wir vor uns selbst zurückschaudern und zitternd bekennen müssen, daß wir, in gleicher Situation, mit gleichen Anlagen geboren, mit gleichen Kenntnissen von Moralität und Pflicht, vielleicht um nichts besser gehandelt haben würden, als diese verworfenen Unglücklichen.

Der alles empörende Druck, unter dem der Geringere immer unter der schweren Hand des Obern seufzt, der tausendfache Despotismus, der in allen Ständen, in allen Verhältnissen des Lebens, jede Freude unsers überdem so kummervollen Daseyns verbittert, die zum Theil geflissentlichen Bemühungen, alles, was Aufklärung bewirken, und die Grundsätze einer gesunden Vernunft auch unter den niedern Klassen des menschlichen Geschlechts verbreiten kann, zu unterdrücken, der unerträgliche Zwang, der in so mancher bürgerlichen Verfassung alles Edle und Große in der Geburt erstickt, und das denkende Wesen des Menschen mit Gewalt zur Maschine herabwürdigt, alles dies macht gerade die herrlichsten und besten, mit den schönsten Anlagen von Seelengröße und Edelmuth begabten Menschen,

zu Märtyrern unserer Staatsverfassung — zu Verbrechern.

Die Menschheit wird erniedrigt, um unsere politische Verhältnisse zu rechtfertigen, und der freigebohrne Sohn der Erde zum Sclaven herabgewürdigt, um sagen zu können: Seht ihn an, verdient er nicht die Ketten? — Ungetreu den Gesetzen der Natur, wird der größte Theil der Verbrecher, durch Vergehungen, die bloß der blinde Wille des Stärkern dazu gestempelt hat, zur Verletzung der heiligsten Naturpflichten angereitzet und verleitet, um dann mit doppelter oder gar vierfacher Strafe gezüchtiget zu werden.

Wer es weiß, in welchem Elende der größte und arbeitsamste Theil der Nationen schmachtet, wie ihm oft die Wege abgeschnitten oder erschwert werden, sich auf eine ehrliche Art zu ernähren; wie die höhern Klassen ihn bloß darum, weil er dürftig ist, mit dem entehrendsten Mißtrauen zu kränken sich berechtigt halten; wer es kennt, wie wenig man sich Mühe giebt, dem gemeinen Mann richtige und vernünftige Begriffe von Religion und Sittlichkeit beizubringen, wie man im Gegentheil es recht darauf anlegt, ihn in seinen

schädlichsten Vorurtheilen zu bestärken, wie man es oft als ein Verbrechen ausschreit, ihn über die zu seiner Beruhigung höchst nöthigen Wahrheiten zu belehren, wie man den Aberglauben gegen die Aufklärung in Schutz nimmt, wie man wider alles, was gesunde Vernunft ist, declamirt, und statt ihm Religion des Herzens zu predigen, seine Einbildungskraft durch Mystik erhitzt, der wird erstaunen, daß bei dem vielfachen Druck auf der einen, und bei dem Mangel an wahrem Lichte, daß dem so gepriesenen und gepredigten innern Lichte gerade entgegen ist, die Anzahl der Verbrecher gegen die Volksmenge der Staaten noch so geringe bleibt, und sich, troz der Erbsünde unsrer Theologen, von dem Ausspruch des Menschenkenners J. J. Rousseau überzeugen; daß der Mensch von Natur gut ist.

Der Unglückliche, der aus Hunger stiehlt oder raubt, wird nicht in die Versuchung gerathen, ein Dieb oder Räuber zu werden, wenn er Arbeit findet, wodurch er sich redlich ernähren kann; der Elende, der durch angeborne Schwächlichkeit des Körpers oder durch Ver-

stümm-

stümmlung und Verwundung im Kriege, außer Stand gesetzt ist, sein Brod zu verdienen, wird nicht aus Verzweiflung zum Mordgewehr greifen, wenn der Staat seine Pflicht erfüllt, und ihn vor Hunger schützt; kein falscher Wahn einer gottgefälligen Bekehrung, oder die vernunftwidrigen Begriffe von dem unwiderstehlichen Einflusse böser Geister, werden Handlungen hervorbringen, vor denen die Natur zurückschaudert; wenn unsre Volkslehrer dahin arbeiten, daß der gemeine Mann die Träume seiner Phantasie unter der Herrschaft der noch immer verfolgten gesunden Vernunft gefangen nimmt.

Unsre Gesetze sind freilich milder geworden, eine wohlthätige Philosophie hat auch hier ihr erwärmendes Licht verbreitet und die Grausamkeiten verfinsterter Jahrhunderte gemildert oder ganz vertilgt. Wir haben Foltern und Hexenproben abgeschafft, wir haben die Zahl der Martern verringert, womit wir die unglücklichen Verbrecher dem Tode opferten. Die Tabellen über die Verbrecher, ihre Frevelthaten und deren Bestrafung, diese Mortalitätslisten der Volkstugend, sind sprechende Beweise von dem Sieg-

der Vernunft, unter welcher nur eine gute Regierung möglich ist.

Wenn in Kalabrien, bei einer Bevölkerung von 447,465 Menschen jährlich 500 Mordthaten begangen werden, im Neapolitanischen Staat von $4\frac{1}{2}$ Millionen Unterthanen 1200 Gefangene jährlich sitzen, und man in Toskana von einer Million Menschen nur 60 Gefangene jährlich rechnet, so kann es wohl keine Frage mehr seyn, ob nicht die Philosophie ihr Reich vermehrt habe; aber welch ein großes unbebautes Feld bleibt nicht dennoch für den Mann übrig, dem die Vorsehung, auch selbst auf dem Thron, Gefühl für Menschenwerth und Menschenelend, und thätiges Wohlwollen gegen den geringsten Staatsbürger erhalten hat.

Ja, es ist eine unerlaßliche Pflicht für Euch, Ihr Großen der Erde, auf der einen Seite die Lasten zu mildern, unter denen Euer ärmerer Bruder erliegt, und auf der andern für einen zweckmäßigen und weisen Unterricht in Schulen und Kirchen zu sorgen, der ihn von dem Ungrund jener Vorurtheile überzeugt, wodurch er so leicht verleitet werden kann, mit dem besten Willen, sich der strafbarsten Vergehungen schuldig zu

machen. — Eine mehr als zu lange Erfahrung dringt Euch die Wahrheit auf, daß Strafen nur wenig wirken; desto mehr aber Nahrungssorgen, Mangel und ungerechter Druck zu Verbrechen reitzen, und mystischer Unterricht sie befördern. Diesem entgegen zu arbeiten, sey Eure Pflicht.

Wohl Euch, wann Ihr, nicht geblendet von dem Glanze Eurer Hoheit, oder umringt von falschen Rathgebern, die Euch das Licht der Aufklärung verdächtig machen wollen, diese erste Regentenpflicht nicht verabsäumt!

Jeder Tropfen Blut, der die Erde benetzt, und den ihr, durch weisere Anstalten im Ganzen, hättet unvergossen machen können, gereicht Euch zum Vorwurf, und Eure Unwirksamkeit macht Euch zum Komplicen des Verbrechers.

Was ich hier gesagt habe, ist wahrlich nicht leere Deklamation, es ist leider das traurige Resultat einer Menge einzelner Fakta, deren Wahrheit nicht abgeläugnet werden kann; ich habe ihnen keinen romanhaften Schmuck gegeben, meine Quellen sind n u r gerichtliche Akten, an sie habe ich mich gehalten.

Es bedarf keines fremden Schmucks, um das Mitleid gefühlvoller Herzen rege zu machen, und den unpartheiischen Leser von der Wahrheit dieser flüchtigen und für manchen vielleicht sehr unwichtigen Bemerkungen zu überzeugen.

I.

Mord aus Liebe.

Peter Heinrich Kugler war der Sohn eines Kirschners zu Nürnberg, hatte ehemals unter den Oesterreichischen Truppen gedient, und ließ sich im Jahr 1785, etwas über sieben und zwanzig Jahr alt, unter das Königl. Preuß. Infanterie-Regiment von Wunsch (itzt von Kleist) anwerben.

Drei Monat nach seiner Ankunft in seiner Garnison, lernte er ein armes Mädchen, Fridericke Luise Flemmingen kennen, die noch etwas älter als er, und eines Soldaten Tochter war. Sie hatte ehemals in Stettin, und nach der Zeit an verschiedenen Orten als Magd gedient, und war eben im Begriff wieder in ihr Vaterland zurückzukehren, als sie auf Kuglers Zureden, der sich in sie verliebt, und ihr die Ehe versprochen

hatte, noch mehr aber durch ihr eignes Herz bewogen, ihren ersten Vorsatz fahren ließ, und bei ihm in Prenzlau blieb, wo sie sich kümmerlich durch Handarbeit um Tagelohn zu ernähren suchten. Aber dies Liebesverständniß konnte nicht lange unbekannt bleiben, und ehe es Kugler noch wagte, bei seinem Hauptmann um einen Trauschein anzuhalten, erklärte sich dieser schon gegen ihn: daß er solchen nie bekommen würde; ja, er verbot ihm selbst allen weiteren Umgang mit seiner Braut. Dazu kam, daß der Feldwebel der Kompagnie nie unterließ, ihn zu beschimpfen, und ihn sogar mit Stockschlägen zu bedrohen, wann er ihm nur von ungefähr mit seiner Braut begegnete.

Diese Behandlung, die geglaubte Unmöglichkeit, seine Geliebte, die er, obgleich irrig, für schwanger hielt, zur Frau zu bekommen, und der Mangel an Freiheit, über den er sich sehr laut in den Akten beschwert, brachten ihn endlich zu dem Entschluß, zu entweichen. Er entkam auch glücklich mit seiner Geliebten bis ins Mecklenburgische, wo er sogleich um einen Trauschein anhielt, der ihm aber, wegen einer damals kurz vorher ergangenen Verordnung des dortigen Landesherrn, verweigert wurde.

Bei dieser gänzlichen Unmöglichkeit, hier das Ziel seiner Wünsche zu erreichen, da er doch nichts sehnlicher verlangte, als mit seiner Braut getraut zu seyn, ließ er sich darauf wieder von einem Preußischen Werbeofficier, den er in der Gegend von Penzlin antraf, unter das Regiment von Keniz, gegen zwanzig Thaler Handgeld, einen Pardonbrief, und einen Trauschein, anwerben, und da ihm der Werbeofficier den letztern nicht auf der Stelle zu ertheilen im Stande war, so wurde solches noch besonders in dem Pardonbrief angeführt, und nun kam er mit seiner Braut, voll der schönsten Hoffnungen in Königsberg in der Neumark an.

Aber zu seinem und seiner Braut Unglück hatte das Regiment von Wunsch mit dem Regiment von Keniz eine Konvention geschlossen, nicht nur alle entwichene und wieder außerhalb Landes angeworbene Einländer, sondern auch Ausländer gegen einander auszuwechseln, und dieser Konvention zufolge wurde denn auch, sobald Kuglers Wiederanwerbung bekannt geworden, ein Officier des Regiments von Wunsch nach Königsberg geschickt, um den Kugler zu reklamiren, und vorläufig durch den dortigen Auditeur über die Art und Weise seiner Desertion vernehmen zu lassen.

In diesem Verhör läugnete Kugler hartnäckig, daß seine Braut den geringsten Antheil an dieser Entweichung gehabt habe.

Es war nnn freilich höchst unwahrscheinlich, ja unglaublich, daß sie von dieser Seite ganz ohne Schuld gewesen seyn sollte. Doch floß dies Läugnen gewiß aus keiner unedlen Quelle. Indessen brachte doch dies hartnäckige Läugnen den Officier dergestalt auf, daß er, vermuthlich in der Absicht, die Wahrheit herauszubringen, den Arrestanten nicht nur hart anredete, sondern ihm auch Stockschläge gab, und ihn endlich mit folgender Drohung verließ: „Er ist freilich, nach dem Pardon„brief, frei, aber seiner Liebsten sollen in „Prenzlau die Röcke abgeschnitten, sie soll vom „Profos gepeitscht, auch sonst noch beschimpft, „und dann zum Thor hinausgebracht werden.“

Kugler und seine Geliebte nahmen diese Drohungen für völligen Ernst an, und man kann daher leicht denken, was sie für einen Eindruck auf die Seele des Unglücklichen machen mußten. Nicht minder groß war die Angst der Flemmingen, die um desto weniger an der Erfüllung dieser Drohungen zweifeln wollte, da der Officier in dem Pardonbriefe, den er im Namen seines Regiments

eintauschen sollte, die Versicherung des Trauscheins ausgelassen hatte.

Dies arme unglückliche Mädchen, gequält von dem traurigen Gedanken ihrer zukünftigen Bestrafung, dachte von diesem Augenblick an auf nichts, als auf ein Mittel zur Rettung, aber alle Wege hiezu waren ihr verschlossen, ihr blieb nichts übrig, als Schande oder Tod.

Sie wählte das letztere. Schon im Ordenanzhause zu Königsberg in der Neumark war ihre Wahl getroffen, denn schon hier zeigte sie aus einem Fenster, das der Wache gegenüber lag, mit dem Finger auf die Brust: „Hier," wollte sie ihrem Liebhaber zurufen: „hier ist mein Busen, durchbohr' ihn, und befreie mich von der Schande." Wenigstens verlangte sie dies von ihm ausdrücklich, als sie sich nachmals beide auf dem Transport nach Schwedt befanden. Kugler erschrack, suchte alles hervor, sie von ihrem Vorsatz abzubringen; aber vergebens, sie bestürmte ihn so lange mit Bitten, bis er ihr versprach, ihr in Schwedt den Tod zu geben; „denn hier," setzte er hinzu, „hier, auf dem Transport, werden wir zu sehr bewacht." Der Unglückliche hoffte, daß sie ihren grausamen Entschluß ändern würde. Sie kamen endlich nach Schwedt. Kugler wagte hier das

äußerste zu seiner und seines Mädchens Rettung; er trat den dortigen General Grafen von Lottum an, und bat denselben, ihn unter seinem Regiment zu behalten; aber dieser menschenfreundliche General konnte nichts thun, als ihn bedauern. Seine Bitte mußte er ihm abschlagen.

Kugler wurde nun mit seiner Geliebten nach der Hauptwache gebracht. Kaum waren die beiden Unglücklichen hier allein, so wiederholte das Mädchen ihre fürchterliche Bitte. Er verwarf sie aufs neue, aber keine Vorstellungen konnten sie wankend machen, sie ließ mit ihren Bitten nicht nach, bis er ihr feierlich versprochen, sie zu ermorden. Nun wurde sie ruhig. „Auf," sagte sie, „auf, laß uns „lustig seyn, dieß sey heut unser Hochzeittag." Kugler ließ von dem erhaltenen Handgelde für sich und seine Braut ein Mittagsessen bereiten, und so niedergeschlagen und trostlos er war, so standhaft und ruhig blieb sie.

Unter wechselseitigen Liebkosungen und Betheurungen ihrer Liebe war es endlich Abend geworden. Um neun Uhr legten sich beide, um desto ungehinderter sprechen zu können, hinter den Ofen, und das Mädchen bedeckte sich und ihren Liebhaber mit ihren Kleidern. Hier bat sie ihn,

nun nicht länger zu zögern, und als er sich aufs neue weigerte, fügte sie die Drohung hinzu: „Wenn du es nicht thun willst, so werd' ich es „selbst thun, ich habe keine Ruh' und Rast mehr „auf Erden."

Seine Beredsamkeit war erschöpft, er bat um nichts, als um Aufschub bis um Mitternacht, und dies wurde ihm endlich von ihr gewährt.

Nun verbarg die Flemmingen ein Messer in ihren Busen, um es gleich bei der Hand zu haben. Sie gab ihrem Liebhaber, nach verschiedenen Anweisungen, wie sie es mit ihrem Begräbnisse gehalten wissen wolle, noch ein schwarzes seidenes Band, das er ihr nach ihrem Tode um den Hals binden, und mit ins Grab geben sollte. Auch bat sie ihn noch, daß er sie selbst ankleiden und waschen mögte.

Immer näher rückte die Stunde des Todes, itzt beteten beide zusammen: — „Gott möchte „ihnen ihre Sinne erleuchten, ob sie die That „vollbringen sollten, oder nicht."

Es schlug zwölf, beide standen jetzt von ihrem Lager auf, und gingen unter Umarmungen und Küßen bis um ein Uhr in der Wachtstube auf und

nieder. Kugler weinte heftig, aber das standhafte Mädchen vergoß keine Thräne. Immer bat sie ihren Bräutigamm, ruhig zu seyn, und tausendmal versicherte sie ihm, daß sie für ihn dem Tode mit frohem Herzen entgegen ginge.

Um ein Uhr wurden die Posten abgelöst, und als gerade nur der einzige Soldat, der an der Stubenthür Wache stand, zugegen war, kehrten beide wieder hinter den Ofen zurück. Kugler umfaßte seine Braut mit dem linken, sie ihn mit dem rechten Arm. Nun zog sie das Messer aus dem Busen hervor, und übergab es ihm mit den Worten: „Es ist doch besser, daß du deine Hände in mei„nem Blute waschest, als ein andrer.“

Schweigend nahm er das Messer, sie entblößte ihren Busen, zeigte mit dem Finger den Ort, wo er hinstoßen sollte, rief noch einmal mit leiser Stimme: „Gott sey dir und mir armen Sünder gnädig!“ und Kugler — drückte ihr das Messer, ohne sich im geringsten zu weigern, so tief in die Brust, als er nur konnte. Man hörte keinen Schrei, leise schöpfte sie noch einmal Athem, zuckte und starb.

So bald sie verschieden war, zog Kugler das Messer aus dem Busen, warf es über seinen Kopf, und eilte zu dem wachthabenden Unterofficier:

„Herr Sergeant," rief er ihm zu: — „Herr „Sergeant, ich habe das Mädchen todtgesto„chen!" — Der Unterofficier hielt es für Scherz. — „Nehmen Sie nur das Licht; ich habe meine „Liebste erstochen, da liegt sie!" — Jetzt fand man den blutigen Leichnam, man legte den Mörder in Ketten, und von diesem Augenblick an schien der Heldengeist seines ermordeten Mädchens auf ihm zu ruhen. So zaghaft und schwermüthig er zuvor gewesen, eben so ruhig und standhaft war er jetzt, und eben so gelassen ging er nachmals seinem Tod' entgegen.

In der Specialinquisition sagte er: „ich bitte, „so bald als möglich, da Blut durch Blut ge„rochen werden soll, mein Recht mir anzu„thun, und solches eiligst zu beschleunigen. Zu „meiner Vertheidigung weiß ich nichts zu sagen, „als, daß ich es nicht aus Rache sondern aus „Liebe gethan. Weil ich sie nicht in dieser Welt „heirathen konnte, so wollte ich dadurch in „jene Welt. — Ich hab' es aus Liebe gethan, „weil ich ohne sie doch in der Welt immer un„glücklich wäre."

Fr. Warum er es nicht angezeigt, daß seine Braut ihn gebeten, sie zu erstechen? — „Ich hab'

„es aus Liebe nicht angezeigt, weil sie sonst noch „in größere Strafe gefallen wäre.“

Fr. Warum er ihr denn wenigstens nicht alles weggenommen? — „Es war ihr Vorsatz zu „sterben, und sie hätte denn doch gewiß Gelegenheit gesucht, ihre That zu vollführen.“

Fr. Aber dann wäre er doch von aller Verantwortung frei? — „Nein, ich war ihr Entführer, und meine Vorwürfe würden mich „doch immer verfolgt haben.“

Auf die wiederholte Frage, was er zu seiner Vertheidigung anzuführen wisse? erwiederte er: „Nichts, als daß er sie hier nicht heirathen sollen, und dort würden sich ihre Seelen doch „gewiß treffen.“

Die Sentenz wurde vom Kriegsgericht dahin gefällt: daß er mit dem Schwerdt vom Leben zum Tode gebracht und der Körper nachmals vergraben werden sollte.

II.

Mord aus Verzweiflung über die Untreue einer Geliebten an einer dritten Person.

Kaspar Joachim Friedrich Schnack, war aus Plaen im Holsteinschen gebürtig, woselbst sein Vater Tischler war. In seiner frühsten Jugend wurde er ordentlich zur Schule angehalten und in der christlichen Religion, nach dem Lehrbegriff der lutherischen Kirche, dem seine Eltern zugethan waren, unterrichtet, auch ließ ihm sein Vater das Schneiderhandwerk erlernen. Als er darauf Gesell geworden, ging er in einem Alter von siebenzehn Jahren auf die Wanderung. Etwa, nach Verlauf von fünfviertel Jahren, wo er bald hier bald dort auf seine Profession herumgereis't war, ließ er sich, aus Mangel an Arbeit und Lebensunterhalt, durch Ueberredung unter die Dänischen Husaren anwerben. Hier blieb er ungefähr ein

Jahr, worauf er von einem seiner Kameraden zur Desertion verleitet wurde, auch mit selbigem glücklich davon kam. Aber diese Entweichung war sein Unglück; sein Kamerad, ein abgefeimter Bösewicht, beraubte ihn unterwegs, mit Vorhaltung eines geladenen Gewehrs, aller seiner kleinen Habe, und überließ ihn dann seinem weitern Schicksal.

Von allem entblößt, suchte sich nun der Unglückliche von einem Ort zum andern durchzubetteln, und was seinen hülflosen Zustand noch verschlimmerte, war die Beraubung seines Lehrbriefes als Schneidergeselle. Sein treuloser Kamerad hatte ihm auch dieses Zeugniß nicht einmal gelassen, und ohne eine solche Legitimation konnte er nirgends Kundschaft bekommen, so sehr er sich auch Mühe gab, durch seine erlernte Profession bei irgend einem Meister sein Brod zu verdienen. Endlich zwangen ihn Hunger und Noth zum zweitenmal, Soldat zu werden, und er ließ sich unter das Königl. Preuß. Artillerie-Korps in Berlin anwerben.

Hier lernte er nun bei einem seiner Kameraden zufälligerweise die Tochter eines Soldaten, mit Namen Dorothea Thielen, kennen. Ihr Anblick machte sogleich den lebhaftesten Eindruck auf ihn;

ihn; er setzte diese Bekanntschaft eifrig fort, bald wurde seine Neigung zur heftigsten Leidenschaft, er entdeckte ihr seine Liebe, versprach, sie zu heirathen, und sein Antrag wurde auch sowohl von dem Mädchen selbst als von ihrer Mutter so aufgenommen, daß er sich die besten Hoffnungen für die Zukunft machen konnte.

Inzwischen erfuhr er mancherlei nachtheilige Gerüchte von seiner Verlobten; aber nichts konnte ihn in seinem einmal gefaßten Entschluß, sie zu heirathen, wankend machen, und seine Liebe zu ihr nur im mindesten schwächen.

Am zweiten Juli 1786 befand er sich mit ihr auf einen öffentlichem Tanzboden außerhalb den Thoren von Berlin. Sie äußerte den Wunsch gegen ihn, daß sie gern tanzen möchte, und da er sich selbst nicht Geschicklichkeit genug zutraute, so gab er einem seiner Bekannten drei Groschen, damit er die Musikanten dafür bezahlen und seiner Braut dies Vergnügen machen möchte.

Während dieser Zeit ließ sich Schnack mit einem andern auf dem Tanzboden befindlichen Mädchen in ein Gespräch ein, und bot selbigem aus seinem Glase zu trinken an, welches auch mit Dank angenommen wurde.

Die Thielin hatte, während des Tanzes, diese Unterhaltung ihres Bräutigamms genau beobachtet, und als der Tanz geendigt war, ging sie gleich zu ihm, und machte ihm, in einen Anfall von Eifersucht, über sein leichtsinniges Betragen, wie sie es nannte, die bittersten Vorwürfe.

Schnack, sich seiner Unschuld bewußt, unterließ nicht, diese Vorwürfe mit ähnlichen Beschuldigungen zu erwiedern, und beide entzweiten sich gänzlich. Er, seiner Seits, war über diesen Zwist außer aller Fassung gekommen, er war mißmüthig und launisch, und um seinen Unmuth zu verscheuchen, erwählte er ein bei dem gemeinen Mann sehr gewöhnliches aber sehr schädliches Mittel, er fing an zu trinken. Er stürzte ein Glas Brandwein nach dem andern herunter, doch der natürliche Erfolg davon war, daß er zwar etwas berauscht aber nicht aufgeheiterter wurde.

Seine Braut bemerkte bald an seinem Betragen, daß er zu viel getrunken haben müsse, und da sie fürchtete, daß er in der Trunkenheit irgend einen Exzeß ausüben mögte, so ging sie wieder zu ihm hin und redete ihn freundlich an. — Wie konnte er dieser zuvorkommenden Güte widerstehn? — In seinem Herzen hatte er ihr schon längst vergeben, die Aussöhnung war also nicht schwer.

Nun suchte die Thielin ihren versöhnten Liebhaber auf eine gute Art, durch Schmeichelei und Ueberredungen, dahin zu bringen, daß er den Tanzboden verließe und nach seinem Quartiere ginge. Ihre Bemühungen waren auch nicht fruchtlos; er gab ihren Vorstellungen und Bitten nach, und sie begleitete ihn noch selbst bis zu seiner Hausthüre. —

Die Thielen nahm hier von ihrem Bräutigamm zärtlich Abschied und wollte ihn eben verlassen, als er sie noch, in einem Anfall von Eifersucht, sehr bedenklich fragte: „wohin sie nun ginge, und ob sie sich wieder nach dem Tanzboden znrückbegeben würde?“

Auf ihre Versicherung aber, daß sie nun geradesweges zu ihrer neuen Herrschaft, bei der sie sich vor einigen Tagen vermiethet habe, gehen wolle, gab er ihr einen Kuß, und ging beruhigt in sein Quartier.

Kaum war er dort allein, so stiegen mancherlei Zweifel in seiner Seele auf, er konnte sich des Argwohns nicht erwehren, daß sie wohl wieder auf den Tanzboden zurückgegangen seyn möchte, und, von Eifersucht und Unruhe gemartert, beschloß er, sich durch den Augenschein von dem Grund oder Un-

grund seiner bösen Ahndungen zu überzeugen, er ging selbst dahin zurück.

Wie groß war sein Erstaunen, als er dort, bei seiner Ankunft, seine Geliebte tanzend antraf. Indessen hatte er doch so viel Gewalt über sich, daß er die Ausbrüche seiner Eifersucht unterdrückte und den Tanzsal sogleich wieder verließ. Nun schickte er einen fremden Menschen herein und ließ die Thielin herausrufen. Sie kam und er überschüttete sie mit den heftigsten Vorwürfen über ihre Untreue, Falschheit und Leichtsinn. Aber sein Zorn währte nicht lange, ihre wehmüthigen Bitten, ihre zärtlichen Liebkosungen, und ihre scheinbaren Entschuldigungen, die er nur zu sehr unbedingten Glauben beizumessen, geneigt war, besänftigten ihn sehr bald, und beide schieden zufrieden von einander, als die Thielin ihrem Bräutigamm die heilige Versicherung gab: „daß sie ihn den folgenden Morgen in aller Frühe gewiß besuchen, auch sich bei ihm wegen ihres scheinbaren Unrechts noch weitläuftiger rechtfertigen wolle.“

Ungeduldig wartete Schnack den folgenden Morgen bis gegen halb acht Uhr auf seine Geliebte, aber die Treulose kam nicht. Nun hatte er nicht länger Ruh noch Rast in seiner Wohnung. Lieb' und Eifersucht folterten sein Herz, er lief überall in

der ganzen Stadt herum, wo er nur vermuthen konnte, die Thielin anzutreffen, doch fand er sie nirgends. Müde und verzweiflungsvoll kehrte er am Abend in sein Quartier zurück und legte sich zu Bette. Doch die ganze Nacht kam kein wohlthätiger Schlummer in seine Augen, der Gedanke von der Treulosigkeit seiner von ihm so zärtlich, so uneigennützig geliebten Braut quälte ihn unaufhörlich und oft seufzte er ganz laut: „Ach, Gott! ach „Gott! die Nacht wird mir zu lang!“

Endlich brach der sehnlich erwünschte Morgen an, Schnack stand auf, zog sich an, und nun fiel er mit einemmal auf den blutigen Gedanken, seine ungetreue Verlobte zu erstechen.

Zu diesem Ende ließ er sich von der Wirthinn, bei er der im Quartier lag, ein Messer geben, wickelte solches in ein Papier und steckte es zu sich.

Hierauf ging er zu einer Frau, mit Namen Braunin, in der Hoffnung, dort die Thielin zu finden, und sie dem Tode zu opfern. Mit wildem und verstörtem Blick stürzte er in's Zimmer und rief der Braunin mit einem Ton der Wuth und Verzweiflung zu: „wo ist die Thielin!“

„Sie ist nicht hier!“ versetzte die Braunin, die aus dem heftigen Ton seiner Stimme und seinem verwilderten Ansehn nichts Gutes ahndete; „sie ist mit meiner Tochter verreis't.“

Eben wollte Schnack wieder fortgehn, als, durch einen unglücklichen Zufall, die Tochter der Braunin die Thüre öffnete, und mit der Thielin hereintrat.

Beide Mädchen bebten vor Schrecken zurück, aber der Unglückliche ließ seinen gefaßten grausamen Vorsatz fahren *), söhnte sich mit der Thielin aus, und erlaubte ihr sogar, einen vorgeblich nothwendigen Gang zu gehen, von dem sie sogleich wieder zurückkommen wollte.

---

*) Wie groß seine Liebe gewesen seyn muß, bezeugt folgende Aussage des Schnack bei der Specialinquisition: „Ich habe sie sehr geliebt und die redlichste Absicht gehabt: auch benahm mir ihr Anblick alle „Wuth, und ich wäre nicht im Stande gewesen, ihr das geringste zu Leide zu thun, da sie „besonders mich freundlich anredete, mir gute „Worte gab, und versicherte, daß es bloß aus „Furcht geschehen, daß sie nicht zu mir gekommen.“

Die Thielin ging fort, und Schnack wartete geduldig auf ihre Zurückkunft. Statt ihrer kam aber nach einer Weile, eine ihm ganz unbekannte alte Frau, und brachte ihm die Nachricht, daß die Thielin ihr aufgetragen, ihm zu sagen: daß er nicht länger auf sie warten mögte, weil sie nicht wieder kommen würde.

Dieser neue Beweis von dem Leichtsinn, der wenigen Zuneigung und der Geringschätzung seiner Braut, setzten den Unglücklichen in eine Wuth, die bis an Wahnsinn gränzte; verzweiflungsvoll und rachedürstend lief er von Straße zu Straße, um seine treulose Verlobte wieder aufzufinden, aber alle seine Bemühungen waren vergebens. Endlich, als die Nacht einbrach, mußte er wieder in sein Quartier zurück, und auch diese Nacht that er, wie man leicht denken kann, kein Auge zu.

In der Verwirrung hatte er diesen Abend, bei seiner Zuhausekunft, das sich zum Morde geliehene Messer auf seinen Huth gesteckt, aber er war sich seiner so wenig bewußt, daß er sich, als er es gleich darauf vermißte, gar nicht erinnern konnte, wo er es gelassen hatte.

Schon um sechs Uhr des folgenden Morgens, den 5ten Juli, machte sich Schnack auf, und ging zu der Mutter der Thielin, erzählte ihr alle

die kränkenden Begegnungen, die er von ihrer Tochter erleiden müssen, und bat sie, mit ihm gemeinschaftlich die Ungetreue aufzusuchen.

Die Mutter der Thielin ging darauf mit ihm zu der Wittwe eines Gensd'armes, mit Namen Zürchin, wo sie vermuthete, daß ihre Tochter sich aufhalten würde. Die Zürchin läugnete aber hartnäckig, daß die Thielin bei ihr sey; und schon war Schnack im Begriff, wieder fortzugehn, als seine Begleiterinn, die während der Zeit durch das Schlüsselloch der Thüre und ihre Tochter in der Stube gesehn hatte, ihm ihre Entdeckung mittheilte.

Mit leichter Mühe sprengte nun Schnack die verschloßene Thüre, und zog die Thielin, die sich unter einem Bette verborgen hatte, aus ihrem Hinterhalt hervor.

Jetzt wollte die äußerst aufgebrachte Mutter mit Fäusten auf ihre Tochter losschlagen und spie ihr in's Gesicht, aber großmüthig trat der tiefgekränkte Liebhaber, von Lieb' und Mitleiden durchdrungen, zwischen beide, besänftigte die Mutter, söhnte sich nochmals mit seiner Liebsten aus und nahm sie mit sich, um mit ihr spatzieren zu gehn.

Als er so mit ihr, in vertrauten Gesprächen, eine Weile in der Stadt herumgegangen war,

kam er in die Gegend, wo der Schneider Dietrich wohnte, bei welchem er als Geselle zu arbeiten pflegte. Er wollte zu ihm hineingehn, und bat seine Braut, mit ihm zu kommen, sie weigerte sich aber, und versprach ihm, so lange auf der Straße auf ihn zu warten, bis er wieder zurückkommen würde.

Er war schon zu oft von ihr hintergangen worden, als daß er ihren Worten so unbedingt hätte trauen sollen. Es stiegen mancherlei Zweifel bei ihm auf, und er konnte nicht umhin, die Besorgniß zu äußern, ob er auch auf ihre Versicherung bauen dürfe. Die Thielin schien sein Mißtrauen übel aufzunehmen, und schwur ihm darauf zu: „daß sie nie das heilige Abendmal wieder genießen wolle, wenn sie wegginge und seiner nicht wartete.“

Wie hätte er wohl diesen feierlichen Betheurungen nicht Glauben beimessen sollen; voll Zuversicht ging er zu seinem Meister, als er aber nach einer kleinen Weile wieder zurückkam, war die Thielin verschwunden.

Dieser abermalige Beweis ihrer Undankbarkeit und Bosheit entflammte ihn zur tobendsten Wuth, er lief verzweiflungsvoll von einem Ort zum andern,

um die Verrätherinn aufzusuchen, die er aber nirgends finden konnte. Endlich kehrte er zur Wittwe Zürchin, wo er die Thielin zuvor versteckt gefunden hatte, zurück. Hier fragte er nach seiner Braut, und als die Zürchin ihre Versicherung, daß sie nicht wisse, wo sie sey, mit vielen beleidigenden Ausdrücken begleitete, er auch in dem Wahn stand, daß sie ihn wieder, wie vorher, belüge, so griff er in der Wuth nach einem auf dem Tisch liegenden Messer, welches die Thielin zuvor aus Versehn dort liegen lassen, und versetzte der Zürchin damit einige Schnitte in den Hals, die zwar nicht schlechterdings tödtlich waren, an denen aber doch die Verwundete, wegen Mangel an schleuniger Hülfe, einige Tage darauf sterben mußte.

Nun eilte er selbst nach der Hauptwache und gab sich als Mörder an. Zu seiner Entschuldigung wußte er nichts zu sagen, als, daß ihm in der Wuth ganz schwarz vor den Augen gewesen und daß er nichts als den Tod gewünscht hätte, um dessen Beschleunigung er auch itzt nur bäte.

Das Kriegsgericht erkannte dahin, daß der Mörder, ohne Zuthun eines Geistlichen, zum Richtplatz geführt, daselbst geköpft, und sein Leichnam demnächst unter dem Galgen verscharrt werden solle.

Der Unglückliche war noch nicht fünf und zwanzig Jahr alt, als er diesen Mord beging, und hatte während der Zeit er bei der Artillerie gestanden, weder Regiments- noch Kompagniestrafe erlitten, auch gaben ihm seine Kameraden und Vorgesetzten die besten Zeugniße.

III.

Vielfaches Verbrechen aus geringer Ursache.

Johann Georg Philipp Hiller, lutherischer Religion, war 1765 zu Wendlingen, einem kleinen Städtchen im Wirtembergischen, geboren. In seiner Jugend ward er, seinem eigenen Geständniß zufolge, ordentlich zur Schule gehalten, im Christenthum wohl unterrichtet, und gehörig konfirmirt; auch besuchte er fleißig, sowohl in seinen frühern Jahren, als bis auf die Zeit, da er sich eines so vielfachen Verbrechens schuldig machte, die Kirche, und genoß das Abendmahl. Sein Vater, ein Müller, lehrte ihn seine Profession, und ließ ihm schon im vierzehnten Jahre seines Alters als Müllergeselle ausschreiben. Hierauf ging er zu einem nicht weit von seinem Geburtsort wohnenden Vetter, einem Steinmetzen; und auch dieser ließ ihn, ungeachtet er vier Jahre bei demselben lernen

sollte, doch nach anderthalb Jahren gleichfalls als Geselle ausschreiben. Nun kehrte er zu seinem Vater zurück, um diesem in seiner Wirthschaft und Profession Hülfe zu leisten. Da er aber den Vater aufs neue verheirathet fand (seine rechte Mutter hatte er bereits im Alter von acht Jahren verloren) und er sich nicht mit der Stiefmutter, einer bösen zanksüchtigen Frau, vertragen konnte; so verließ er nach anderthalb Jahren heimlich sein väterliches Haus — mit einer silbernen Taschenuhr und etwa funfzig bis sechszig Thaler baarem Geldes, die er sich durch einen kleinen Viehhandel, mit Erlaubniß seines Vaters, verdient hatte, versehen — um zu seinen Großeltern, begüterten Leuten in dem Flecken Fullingen, der ungefähr zehn Stunden von Wendlingen entfernt liegt, zu gehen: in der Absicht, dort bei ihnen, bis sich weitere Aussichten für ihn zeigen würden, sich aufzuhalten.

Da er aber den Weg nicht genau wußte, so kam er auf Ulm zu, ward von dem daselbst stehenden Königl. Preußischen Werbe-Officier, ob er gleich anfänglich nicht die geringste Lust zum Soldatendienst bezeigte, endlich doch — vermogt, sich gegen ein sehr unbeträchtliches Handgeld, auf eine Kapitulation von vier Jahren, als Soldat anwerben zu lassen.

Er ward nach Königsberg in Preußen transportirt, und an das Königl. Preußische Infanterie-Regiment Jung-Rothkirch (jetzt Herzog von Hollstein-Beck) vertheilt.

Anfangs, als er noch im Besitz seiner Uhr und seines Geldes war, lebte er recht ordentlich und zufrieden; da aber dies nach und nach abnahm, und endlich ganz verzehrt war, auch seine geringe Löhnung bei einem natürlichen Hange zu Vergnügungen nie zureichte: so beging er in einer Zeit von viertehalb Jahren drei unbeträchtliche Diebstähle, für welche er auch mit verhältnißmäßiger Regimentsstrafe belegt ward. Diese Züchtigungen bewirkten bei dem gutgesinnten Jüngling den festen Vorsatz, sich zu bessern; und, da es ihm nicht an natürlicher Geschicklichkeit gebrach, so erlernte er gar bald das Frisiren, wodurch er sich eine geraume Zeit so viel verdiente, als er zu Befriedigung seiner Bedürfniße bedurfte.

Im Juli 1785 ward Hiller aufwartender Bursche bei zwei Junkern dieses Regiments, den Herren von Lanken aus Schwedisch-Pommern. Sie wohnten auf dem untern Haberberge, einer sehr abgelegenen Gegend nahe an der Stadtmauer, weshalb Hiller fast den ganzen Tag über bei ihnen war.

Den 28sten Juli gab der jüngste Herr von Lanken ihm einen Friedrichsd'or zum Auswechseln, wofür er an Kurant 16 Fl. weniger 3 Groschen *) bringen sollte; da er aber überall nur 15 Fl. 22½ Gr. bekommen konnte, ging er Abends wieder in des Junkers Quartier, um ihm den Friedrichsd'or zurück zu geben. Er fand Niemand zu Hause, und nahm das Goldstück wieder an sich, um es am folgenden Morgen abzuliefern. In dieser Absicht steckte er denn auch Tags darauf, als er von Hause wegging, das Gold zu sich, und zwar in den Hosengurt (weil die Beinkleider der Soldaten keine Taschen haben, und er zum Frisiren nur eine Jacke ohne Taschen trug) in der Meinung, es recht gut verwahrt zu haben, zog auch noch seine Ueberhosen an. Hierauf ging er erst zu einem Chirurgus der Kompagnie, den er frisirte, und von da gerade in das Qartier der von Lanken. Beide schliefen noch; Hiller besorgte alles Nöthige, und wollte nun die Brüder wecken. Vorher griff er in den Gurt, um den Friedrichsd'or heraus zu nehmen;

---

*) Ein Preußischer (nicht Brandenburgischer) Gulden ist der dritte Theil eines Thalers, und enthält 30 Preußische Groschen.

aber er fand ihn nicht. Er durchsuchte also noch einmal ganz genau die Unter- und Ueberbeinkleider; allein der Friedrichsd'or war und blieb weg.

Es überfiel ihn hierüber eine außerordentliche Angst. Weil er indeß doch glaubte, er könne in der Geschwindigkeit beim Weggehn das Gold wohl noch zu Hause irgendwo verloren haben; so nahm er sich vor, nach verrichteter Arbeit, im Quartiere nachmals überall nachzusuchen, und beruhigte sich durch die Vorstellung, daß er es ohne Zweifel wieder finden würde. Er weckte nun die beiden Junker; und, als der jüngste von Lanken nach seinem Friedrichsd'or fragte, antwortete Hiller: daß er das verlangte Geld dafür nicht hätte bekommen können, daß er ihn gestern Abend vergebens zurückgetragen, und heute Morgen in der Geschwindigkeit nur vergessen hätte; wenn er wieder käme, würde er ihn ganz gewiß herbringen. Womit der Junker auch zufrieden war.

So bald nun Hiller mit dem Frisiren und Anzuge fertig war, lief er geschwind nach Hause, und suchte überall nach; allein der nicht im Hause, sondern auf der Straße ihm entfallene Friedrichsd'or war nicht wieder zu finden. —

Seine Angst ward also nur noch größer; und zwar um so mehr, weil er den Gedanken faßte,

daß

daß man ihm als einem Menschen, der nun schon einmal in schlechtem Kredit stehe, wenn er jetzt auch gleich entdecken mögte, wie es ihm gegangen sey, dieses nicht glauben, sondern vielmehr, in der Meinung, daß er den Junker um das Geld betrügen wolle, deshalb gewiß zur strengsten Verantwortung ziehen würde *).

Mit dieser Furcht bezog er bald darauf auch die Vorstädter-Wache; und, da er nach vielem angstvollen Hin- und Herdenken kein Mittel vor sich sah, so viel Geld wieder herbei zu schaffen, so gerieth er am Abend plötzlich auf den unglücklichen Gedanken, sich in der Nacht von der Wache, die nicht weit von dem Quartiere der Junker entfernt war,

---

*) Das Mißtrauen in die billige und gute Denkungsart seiner Vorgesetzten bewirkte also das Unglück dieses Menschen und den Tod eines Unschuldigen. Zwar war hier die vorhergegangene fehlerhafte Aufführung die natürliche Quelle dieses Mißtrauens und der darauf gegründeten gerechten Furcht. Aber dieses Mißtrauen, dieser Mangel des Glaubens an die Menschheit, ist doch überhaupt bei den niedern Volksklassen ungemein tief und fest gegründet; viel tiefer, als die höhern Stände, welchen die Denkart der niedern zu gleichgültig ist, sich vorstellen. Menschen von geringerm Stande, halten gewöhnlich, in solchen ihnen zugestoßnen Unglücksfällen, die ihnen ungesucht angetragene Hülfe von Vor-

in deren Wohnung einzuschleichen, und dem jüngsten Herrn von Lanken sodann von seinem im Koffer befindlichen Gelde Einen Friedrichsd'or, den er ihm darauf am folgenden Tag in die Stelle des verlornen zurückgeben wollte, zu entwenden.

Die Ausführung dieses Gedankens schien ihm um so leichter zu seyn, da erstlich der ältere Bruder mit ihm zusammen auf der Wache sich befand; zweitens ihm bekannt war, daß der jüngste von Lanken einen festen Schlaf hatte; und drittens, daß beide Brüder ihre Koffer mehrentheils unverschlossen ließen.

Er schlich sich demnach gleich nach zehn Uhr, sobald die angekommene Ronde abgefertigt, und die

---

nehmern theils für Hohnneckerei, theils für planvolle List, und wollen sie deshalb selten oder gar nicht annehmen. Freilich entspringt diese Denkart meistentheils aus der gewöhnlichen Geistesschwäche solcher Menschen; denn es gehört schon ein gebildeter und etwas höherer Sinn dazu, um sich frei und furchtlos, so bald man sich unschuldig weiß, aller Welt zu zeigen wie man ist.

Indeß hat doch auch die Behandlungsart gegen die Untergebenen viel Antheil an dieser ihrer mißtrauischen Furcht; so wie diese Behandlungsart selbst auch viel beiträgt, daß jener freiere bessere Sinn nicht aufkommen kann. Milde und Sorge für Aufklärung, wird also auch wohl hier, wie allenthalben, das Beste seyn.

Gewehre weggesetzt waren, in der Zeit, als die übrigen Bursche zum Theil in die Wachtstube zurückgingen *), ganz in der Stille und ohne daß ihn jemand bei der damaligen Dunkelheit gewahr ward, in völliger Montur mit Patrontasche und Seitengewehr an das benannte Quartier, wo er die Hausthüre, wie mehrentheils gewöhnlich, offen fand. Er trat hinein, legte auf der Treppe seine Patrontasche ab, den Säbel behielt er aber an der Seite, doch bloß, weil er ihm nicht lästig war, und kam nun an die Stubenthüre. Da er aber selbige verschlossen fand, suchte er, das darin befindliche Glasfenster (welches, wie er schon lange vorher bemerkt hatte, nicht fest saß) auszuheben, machte hernach von innen das Schloß auf und ging in die Stube. Hier kam es ihm vor, als wenn der Junker, welcher in der Kammer darneben, wo auch die Koffer standen, schlief, durch dies Geräusch etwas ermuntert wäre; denn er holte sehr stark Athem. Hiller blieb also in der Stube so lange stehen, bis er den Junker wieder fest schlafen und schnarchen hörte.

*) Die Wachtstube war so enge, daß gewöhnlich einige Burschen außerhalb derselben auf einer benachbarten Brücke sitzen mußten: ein Grund, warum Hiller um destoweniger vermißt werden konnte.

Er ging sodann in die halb offene Kammer, die nur bloß von dem damals sehr schwachen Mondenlicht etwas erhellet war; und wollte nun den nicht weit vom Bette des Schlafenden zur Seite stehenden Kasten (der, nach seinem Gefühl zu urtheilen, da er im Finstern daran herumtappte, zwar mit einem darin steckenden Schlüssel versehen, doch nicht zugeschlossen war) aufmachen. Als er aber den Deckel in die Höhe hob, fiel ein Leuchter, den der Junker beim Schlafengehen vermuthlich auf den Kasten gesetzt hatte, um; und jener erwachte, richtete sich im Bette auf, und rief sehr laut: „Wer ist da?“ Hiller antwortete nicht, in der Meinung, daß, wenn er sich stille verhielte, der Junker sich wieder niederlegen würde; ganz behutsam legte er daher den Deckel des Kastens wieder an, und richtete sich in die Höhe. Bei dieser Gelegenheit ging aber die Thüre, neben welcher er stand, fast ganz zu und knarrte. Auf dieses neue Geräusch sprang der Junker von Lanken mit gleichen Füßen aus dem Bette, griff nach seinem Stock, der auch nicht weit von der Thüre stand, und da er auf sein weiteres Anrufen (wobei er Hillern jedoch nicht nannte, dieser also auch nicht wußte, ob er erkannt sey) wiederum gar keine Antwort erhielt, gab er ihm einen Hieb mit dem Stock auf das Schienbein, fing

an zu rufen, und wollte mit den Worten: „ich er„steche dich!“ zur Kammerthür hinaus; vermuthlich, um seinen Degen, der in der Nebenstube stand, zu holen.

Alle diese Umstände setzten den Unglücklichen in solche Angst, daß er in dem Augenblick fast sinnlos ward. Hiezu kam die Furcht, auf den Fall, wenn er den Junker hinausließ, gewiß entdeckt und alsdann für seine begangenen Fehltritte aufs schärfste bestraft zu werden. Er faßte daher auf der Stelle der Entschluß, lieber jenen aus dem Wege zu räumen, als sich entdecken zu lassen. Mithin vertrat er ihm, da er heraus wollte, sogleich die Thüre; und als dieser sich immer mehr bemühte, aus der Kammer zu kommen, gab er ihm zuförderst mit der geballten Faust einen Stoß vor die Brust, daß er sogleich rücklings aufs Bette zurückfiel. Hierauf stopfte er diesem zarten und feingebauten Jüngling, da er gleich hernach, obgleich aus hohler Brust, wieder zu schreien anfing, mit der einen Hand den Mund, und mit der andern würgte er ihn, ob sich derselbe gleich mit Händen und Füßen widersetzte, so lange, bis es ihm vorkam, daß der Junker nicht mehr leben könne. Darauf ließ er ihn los; allein jener fing sogleich aufs neue an, sich zu werfen,

mit der Brust zu röcheln, und mit den Füßen zu stampfen: Hiller ging also zum zweitenmale auf ihn zu, und brachte ihn durch zwei oder dreimaliges Drücken an der Kehle dahin, daß er ganz todt zu seyn schien.

Als dies geschehen war, ließ er ihn liegen und wollte weggehn; „Mir war aber,“ sagte er in der Untersuchung, „nicht anders, als wenn mich je-„mand beim Rock zurück zog. Mithin ging „ich, da ich mich nunmehr fast in einer Art von „Raserei befand, ohne eigentlich zu wissen, „warum ich es that, an den Kasten; und, „nachdem ich gleich obenauf ein Papierchen, „worin das Geld eingewickelt war, fand, so „nahm ich nicht allein dieses, sondern auch die „Taschenuhr, welche auf einem zweiten Koffer „lag, an mich, steckte beides in die Taschen, „und lief darauf — nachdem ich zuvor sowohl „das Stubenfenster, welches mir aber in der „Angst wohl dreimal aus der Hand fiel, wie-„der eingesetzt, und sodann die Stube zuge-„schlossen, als auch nachher die Patrontasche „wieder angelegt hatte — in größter Eil auf „die Wache zurück.“ — Auf die Frage: ob er

auf seinem Rückwege nach der Wache jemand begegnet sey? antwortete er: „Nein, wenigstens habe er keinen bemerkt: und wenn ihm auch wirklich jemand aufgestoßen wäre, so glaube er nicht, daß er ihn würde gesehen haben; denn es wäre ihm in der Angst nicht anders vorgekommen, als wenn er über lauter Berge, Thäler, Moräste und Löcher gesetzt hätte.“

Er kam nun, mit diesem dreifachen Verbrechen beladen: dem heimlichen Weggehn von der Wache, dem Diebstahl, und der durch die Umstände noch schwärzeren Ermordung desjenigen Junkers, bei dem er selbst diente, — ohne vermißt zu werden, kurz vor Verlesung der Wache, noch vor dreiviertel auf eilf Uhr an; und um eilf Uhr als Schildwache auf einen Posten, wo er das Gold (es waren eilf Friedrichsd'ore) in die beiden Klappen seiner Kartusche versteckte, und die Uhr so lange in der Rocktasche behielt, bis er von der Wache in sein Quartier zurückkam, wo er sie dann unter dem Heerde hinter einem Topf verbarg.

Den Morgen darauf wurde der Tod des Junkers von Lanken gleich ruchtbar, und Hiller ward, ungeachtet er auf der Wache sich befunden

hatte, doch, weil er noch den Nachmittag in dem Hause des Ermordeten gewesen war, wohin ihn der ältere Bruder von der Wache aus, um seinen Pfeiffenkopf zu holen, geschickt hatte, arretirt und befragt. Anfänglich läugnete er alles standhaft; allein hernach gestand er freiwillig seinen Kameraden und seinen Richtern die ganze That mit der größten Freimüthigkeit und Reue.

Uebrigens hatte der Musketier Püttner den von Hillern verlornen unglücklichen Friedrichsd'or am Nachmittag desselben Tages auf dem Haberberge gefunden, als er gerade einen Unterofficier um die Erlaubniß bitten wollte, einige Stunden in der Stadt arbeiten zu dürfen; und meldete solches aus freien Stücken, als er den Abend um acht Uhr zu Hause kam, seinem Feldwebel. Zur Entschuldigung der späten Anzeige führte er an: daß er gleich zu seinem Verdienst in die Stadt gegangen sey, und gefürchtet habe, durch den Gang zum Feldwebel an seiner Zeit etwas zu verlieren. Aus dieser Besorgniß habe er auch nicht einmal ein Wort von seinem Funde dem Unterofficier gesagt.

Als Hillern das Goldstück gezeigt, und die dabei obwaltenden Umstände gesagt wurden, ward er sehr gerührt, bat, man möchte doch dies als eine Schickung Gottes ansehen, und ja diesen Umstand

bei seiner Verurtheilung bemerken: denn, wenn Püttner die Sache gleich angezeigt hätte, so würde es gewiß auf der Wache bekannt geworden seyn, und er zu allen seinen Verbrechen keine Versuchung gehabt haben.

Als Hiller befragt ward: warum er sein Verbrechen nicht gleich im ersten Verhör gestanden? sagte er: „Er habe es wohl anfänglich thun „wollen; allein eine gewisse Herzensangst habe „ihn davon abgehalten. Auch selbst an dem „Morgen, da der Tod des Verstorbenen ruchtbar „bar geworden, habe er immerfort mit sich ge„stritten, die ganze That anzuzeigen; allein die „entsetzliche Bangigkeit habe diesen Gedanken „wieder bei ihm erstickt, bis er zuletzt sich nicht „länger vor Unruhe des Gewissens bergen kön„nen, und alles freiwillig entdeckt habe.“

Nachdem er alles eingestanden hatte, setzte er hinzu: „Aus diesen wahren Umständen wird „man wohl schon deutlich sehen, daß ich gar „nicht mit dem Vorsatz, den Verstorbenen zu „tödten, vielweniger ihn so zu bestehlen, wie „es itzt geschehen ist, in dessen Quartier ge-

„gangen bin; sondern daß ich nur lediglich die „Absicht hatte, ihm Einen Friedrichs=„d'or zu entwenden. Dazu brachte mich die „entsetzliche Angst, worein ich durch den Ver=„lust des Friedrichsd'ors gerathen war. Da „ich in der festen Meinung stand, daß man „mich als einen vermeintlichen Betrüger des=„halb zur strengsten Rechenschaft ziehen würde.“

„Als ich nun jenen Vorsatz auf der „Wache faßte, so blieb ich, ohne die Folgen „zu überlegen, bloß bei dem Gedanken ste=„hen, daß der Verstorbene, vermöge seines „festen Schlafs, nicht aufwachen würde; mit=„hin fiel es mir auch aus diesem Grunde „gar nicht ein, auf den Fall des Gegen=„theils darüber einen ordentlichen Plan zu „machen; sondern ich ging bloß in der Vor=„stellung, daß mir meine Absicht, den Ver=„storbenen heimlich zu bestehlen, gelingen „würde, ganz blindlings in dessen Quartier.“

„Ihn zu ermorden, hatte ich ja vorher „nicht die mindeste Ursache, weil er jederzeit „gut mit mir umgegangen war, und ich nichts „feindseliges wider ihn hatte. Da er aber,

„wider alle mein Vermuthen, unglücklicher-
„weise durch den Fall des Leuchters erwachte,
„und ich hierauf nicht allein entdeckt, son-
„dern auch für meine Vergehen als ein der
„vorherigen Diebstähle wegen schon sonst in
„schlechtem Kredit stehender Mensch, aufs
„schärfste bestraft zu werden, ganz gewiß
„glaubte; so überwog diese neue Angst alle
„weitere Ueberlegung: und in völliger Betäu-
„bung der Sinne gerieth ich jetzt erst auf
„den Vorsatz, eine That zu unternehmen,
„die ich nie in meinem Leben unternommen
„haben würde, wenn nicht der Verstorbene
„erwacht und auf mich losgegangen wäre. —
„Wie sehr ich mich durch diese Handlung ge-
„gen Gott und meine Nebenmenschen versün-
„digt habe, sehe ich jetzt zur Genüge ein,
„und bereue es herzlich und aufrichtigst. — Ju-
„gend, Dummheit, Furcht der Strafe, und
„der Umstand, daß der Friedrichsd'or so spät
„gefunden, und dessen Finden so spät ange-
„zeigt worden, — sind die einzigen Entschul-
„digungsgründe, die ich für mich anzuführen
„habe."

Das Kriegsrecht erkannte dahin, daß der Unglückliche von oben herab gerädert, und hernach sein Körper aufs Rad geflochten werden sollte; und diese Strafe wurde auch an ihm vollzogen.

IV.

Raub auf öffentlicher Landstraße aus Mangel an Unterhalt.

Johann Friedrich Meinke, lutherischer Religion, wurde 1752 in dem zu den Lenkenschen Gütern gehörigem Dorfe Mezen gebohren, woselbst sein Vater Kämmerer war. In seiner Jugend ernährte er sich dadurch, daß er sich bei Bauern als Knecht vermiethete.

Bei der Stiftung der Westpreußischen Regimenter wurde er auch mit zum Soldaten ausgehoben und an das damalige von Krokowsche, itzt von Hansteinsche Infanterieregiment abgegeben. Hier diente er bis zum Ausbruch des Baierschen Erbfolge-Krieges, wo er aber, als er mit dem Regiment durch Pohlen marschiren mußte, auf dem Marsch krank wurde und liegen blieb.

Nach seiner Genesung von dieser Krankheit, engagirte er sich bei dem damaligen Freistädt-

schen Freibataillon, und hier wurde er in einem Scharmützel bei Jägerndorf verwundet, wodurch er nachmals das Unglück hatte, epileptische Zufälle zu bekommen.

Als dies Freibataillon darauf reduzirt ward, wurden die darunter befindlichen zum Soldatendienst noch tauglichen Leute unter die regulairen Truppen vertheilt, und Meinke kam zum damaligen von Natalieschen Garnisonregiment. Bei selbigen diente er einige Jahre; da aber seine Epilepsie dergestalt zunahm, daß er monatlich davon wenigstens zwei bis dreimal befallen wurde, so erhielt er den Abschied, und nun konnte er laufen, wohin er wollte.

Ohne Brod, ohne Kenntniß von irgend einem nützlichen Gewerbe, (denn wo hätte er solches erlernen sollen?) ohne Unterstützung von irgend einem Menschen, mit einer schauderhaften Krankheit behaftet, die seine körperlichen Kräfte erschöpfen und ihn selbst unfähig machen mußte, als Tagelöhner oder Knecht zu arbeiten, meldete sich der Hülflose nun als Kantonist bei dem Dragonerregiment von Bork, (itzt von Bardeleben) erhielt aber, wegen seiner Krankheit den Laufpaß. Jetzt mußte er äußerst kümmerlich sein Brod durch Dienen zu erwerben suchen, wo er dann von einem Ort zum

andern herumschweifte und fast täglich mit Nahrungssorgen und Elend zu kämpfen hatte *).

So trieb sich Meinke bis zum Jahr 1786 weit und breit umher und arbeitete um Tagelohn. Im Monat Juli dieses Jahrs hatte er etwa vierzehn Tage lang einem Bauer, Namens Piper, im Dorfe Gerwetter Heu harken helfen; als aber dieser keine Arbeit weiter für ihn hatte und ihn daher nicht länger behalten wollte, faßte er den Entschluß, wegen seines anderweitigen Unterkommens nach Balandszen zu gehn.

Unterwegs traf er den Schulzen aus dem Dorfe Schemer an, dem er die Absicht seiner Reise er-

---

*) Wem drängt sich nicht hier unwillkührlich der Gedanke auf, daß dieser arme verwaßne Mensch doch eigentlich durch die bei Jägerndorf erlittene Verwundung in diesen traurigen Zustand versetzt worden. — Wie, sollte es nicht die Pflicht des Staats seyn, seine Kinder, die für ihn geblutet, die um seinetwillen Krüppel geworden, vor Mangel und Hunger zu sichern? — Hätte man diesem Unglücklichen damals nur die Hälfte von dem gegeben, was er hernachmals dem Staat zur Verpflegung auf der Festung kosten mußte, er wäre vielleicht nie in die Hände der Justiz gefallen. Oder darf der Staat nur dann an seine hülflosen Kinder denken, wenn sie seine Aufmerksamkeit durch ein Verbrechen auf sich gezogen haben?

zählte, und dieser rieth ihm darauf, bei dem Schenkwirth Berger in Szellen, der viel Acker habe, Arbeit zu suchen.

Meinke folgte diesem Rath und ging nach Szellen. Hier kam er den 29sten Juli 1786 gegen Nachmittag in die Schenke des Berger an. Er traf den Wirth aber nicht zu Hause, sondern die Bedienten einer durchreisenden Herrschaft. Meinke ließ sich darauf für einen Groschen Brandwein geben, trank solchen aus, und als der Wirth noch nicht zu Hause gekommen war, ging er nach der zweiten Schenke des Dorfs. Auch hier ließ er sich ein Maaß Bier geben und bat darauf den Wirth um Arbeit. Da ihm dieser aber seine Bitte nicht gewähren konnte, so kehrte er in die erstre Schenke wieder zurück. — Bei seiner Ankunft daselbst traf er dort einen Schuster, mit Namen Edelhoff, an, der während seiner Abwesenheit daselbst abgetreten war; auch kam der Wirth selbst bald zu Hause.

Meinke ließ sich wiederum ein Maaß Bier geben und fragte darauf den Berger, ob er ihn nicht in Arbeit nehmen könne? Dieser erkundigte sich näher nach ihm und erwiederte: „Wer weiß,

„was

„was er für einer ist; er mag wohl ein Pferde-„dieb seyn, ich brauche ihn nicht.“

Ein Müller, Namens Elleben, welcher in der Stube gegenwärtig war und das Gespräch des Meinke mit dem Wirth mit angehört hatte, bezeigte darauf Lust, den armen brodlosen Menschen bis Martini auf Tagelohn zu sich zu nehmen, der Wirth warnte ihn aber mit den Worten: „Wenn „mir ein Pferd gestohlen wird, so fordre ich's „von dir, wie kannst du einen Menschen neh-„men, der kein Attest hat?“ worauf auch der Müller von seinem Vorhaben abstand.

Mittlerweile hatte sich der Schuster Edelhoff mit dem Bedienten der durchreisenden Herrschaft in ein Gespräch eingelassen, und unter andern mit ihm über den Werth und den Gehalt der Albertus- und preußischen Thalerstücke gesprochen, auch hatten sie sich beide wechselseitig diese Münzsorten vorgewiesen. Itzt ließ sich nun auch der Wirth mit dem Schuhmacher in ein Gespräch ein, und letzterer erzählte ihm mit vieler Redseligkeit, die wahrscheinlich mit eine Folge eines kleines Rausches war, den er sich auf seiner Reise getrunken hatte, daß er aus Insterburg sey, sich heute früh auf den Weg nach Tilse gemacht, um dort das Nöthige wegen Frei-

sprechung seines Sohns, der gleichfalls das Schuhmacher-Handwerk erlernet hätte, zu besorgen, wobei er mit vieler Gutmüthigkeit hinzusetzte: „Wenn „man einen guten Beutel mit Geld hat, so sind die „Kinder auch gut.“

Meinke hatte dies Gespräch in der Entfernung mit angehört, und kein Wort davon verloren. — Der Anblick des vorgezeigten Geldes, das ihm in seiner Lage ein unerschöpflicher Schatz schien, die Aeußerung des Schusters, der hülflose Zustand, in dem er sich befand, da er itzt ganz außer Brod war, die abschläglichen Antworten auf sein dringendes Bitten um Arbeit, die lieblose Aeußerung des Wirths, die die traurige Vorstellung bei ihm sehr lebhaft erwecken mußte, daß er schwerlich sein Unterkommen weiter finden würde, der Genuß des Brandweins und des Biers, der ihn erhitzt hatte, alles dies brachte den hülfsbedürftigen Menschen auf den unglücklichen Gedanken, den Schuster zu berauben.

Als dieser darauf über Müdigkeit klagte und äußerte, daß er gerne etwas dafür bezahlen wollte, wenn er ein Fuhrwerk oder ein Pferd bis Tilse bekommen könnte, erbot er sich sogleich, ihn ein Pferd zu verschaffen, und ihn bis Tilse zu begleiten, wenn er nur mit ihm bis zu dem nächsten

Dorfe gehen wollte. Er hoffte nehmlich, daß der Schuster bei seiner Trunkenheit, die ihm nicht unbemerkt geblieben war, sich auf diesem Wege ausruhen und einschlafen würde, und glaubte, ihm alsdann das Geld mit leichter Mühe entwenden zu können.

Der Schuster hingegen verlangte ausdrücklich, daß Meinke ihm das Fuhrwerk oder die Pferde vor der Schenke bringen sollte, und als dieser solches zu thun sich weigerte, begab sich der Schuster gegen Abend allein wieder auf den Weg und goß noch beim Weggehn sein übrig gebliebenes Bier in des Meinke Kanne.

Etwa eine Viertelstunde darauf verließ auch Meinke die Bauernschenke, um den Schuster wieder einzuholen.

Beim Weggehn erblickte er noch einen Schlafrock auf der Krippe liegen, und da er in der Meinung stand, daß solcher von dem fremden Bedienten vergessen worden, nahm er ihn mit.

Er ging in die Landstraße und von dort aus auf eine Anhöhe, um sich nach dem Schuhmacher umzusehn. Da er solchen aber nirgends mehr gewahr wurde, ließ er auch seinen vorher gefaßten unglücklichen Vorsatz fahren, stieg, da er sich von dem genoßenen starken Getränk etwas betrunken

fühlte, über einen Strauchzaun und legte sich schlafen.

Nach Verlauf von ungefähr zwei Stunden erwachte er wieder, und nun beschloß er nach Ragnit zu gehn, weil er erfahren hatte, daß dort die Mauer eines alten Gebäudes niedergerißen werden sollte, und er dabei Arbeit und Brod zu bekommen hoffte. In etwas getröstet durch diesen schwachen Schimmer von Hoffnung, verfolgte er nun die öffentliche Landstraße und ging hiernächst einen Nebenweg, den ihn ein Litthauer, der ihm unterwegs begegnet war, bezeichnet hatte. In einer beträchtlichen Entfernung hinter dem nächsten Dorfe zog endlich das Schluchzen und Schnarchen eines Schlafenden seine Aufmerksamkeit auf sich, und er bemerkte auch bald einen ihm ganz unbekannt scheinenden Menschen unter einem Weidenbaum liegen. Anfänglich hatte er nichts böses wider ihn im Sinn, und er ging bis etwa zwanzig Schritt vor ihm vorbei; aber auf einmal erwachten nun aufs neue in ihm die traurigen Vorstellungen seines unglücklichen Schicksals, ihm ward, wie er bei der Untersuchung sich ausdrückte: ganz wunderlich zu Muth, und als wenn ihn jemand mit Gewalt zurückgezogen und zu ihm gesagt hätte: du mußt den Menschen todt schlagen!

Er kehrte um, bückte sich auf das Gesicht des Schlafenden nieder, und erkannte ihn jetzt erst für den Schuster, den er in der Szellenschen Schenke angetroffen hatte. Ihn ergriff ein unwillkührlicher Schauder.

Der Huth des Schlafenden war abgefallen und der Kopf entblößt, mit den Füßen lag er gegen einen Zaun und mit dem Kopfe nach der Landstraße.

Meinke sah ihn eine Weile an, zuckte mit den Schultern, als ob es ihm Leid um ihn sey, aber auf einmal überfiel ihm eine Art von Wuth *). Er ging zu dem Strauchzaun, zog einen Weidenast aus selbigem heraus, nahm ihn in beide Hände, und gab damit dem Schuster einen Schlag auf die bloße Seite des Kopfs. Nun warf er den Knittel von sich — griff mit der einen Hand nach der Hosentasche des Schusters, riß den Geldbeutel heraus und steckte ihn zu sich. Der Schuster warf sich auf die andre Seite, Meinke faßte ihn aber um den Leib und schleppte ihn, um nicht gleich bemerkt zu werden, nach dem ihm rechter Hand befindlichen Kornfelde.

*) In dem Verhöre drückt er sich darüber so aus: „er sey ganz bedöselt und erboßt worden.“

Der Verbrecher hatte noch von dem Abästeln eines Stocks sein Messer in der Hand. Itzt kniete er bei dem Beraubten nieder, und wollte ihn damit, zur Beschleunignng seines Todes, in den Hals stechen; das Messer war aber alt und unbrauchbar und schlug halb zu. Meinke wollte es aufrichten, er setzte es also an den Hals des Schusters und bog es zurück.

Er that darauf den zweiten Stich nach dem Halse, es schlug aber wieder zusammen. Er bog es von neuem wieder gegen den Hals oder das Kinn zurück; aber ob er dem Schuster damit zum drittenmale einen Stich gegeben, kann er sich nicht besinnen, denn alles dies geschah in der allergrößesten Eil und Angst.

Endlich sprang Meinke auf, ging mit dem blutigen Messer in der Hand, etwa drei Schritte vorwärts und bemerkte beim Umsehen, daß der Schuster noch den Kopf bewegte. — Nun überfiel ihn auf einmal Reue und Mitleid. Er stürzte aus dem Korn, sank einige Schritte davon auf seine Knie, fing bitterlich an zu weinen und wollte auch schon dem Schuster den geraubten Beutel mit dem Gelde wieder in die Tasche stecken. Er wurde aber einige Kinder gewahr, die auf dem Felde hüteten, und fürchtete sich, entdeckt zu werden. Er warf

den entwendeten Schlafrock nach dem Verwundeten ins Korn und setzte mit unbeschreiblicher Angst und Beklemmung seinen Weg weiter fort. Von den übrigen Sachen des Schusters nahm er nichts mit, als deßen Rohrstock, den er hiernächst für 18 gr. verkaufte. Unterwegens zählte er das geraubte Geld, und fand, daß es 12 Rthl. und darunter 3 Preuß. Thalerstücke waren.

Mittlerweile war der unglückliche Verwundete, der nicht ermordet worden war, wieder in etwas zu sich gekommen, er raffte sich also mit Anstrengung aller seiner Kräfte wieder auf, nahm den in einem Bündel bei sich liegenden Schlafrock und kehrte, ohne Hut und Stock, das Gesicht von den erhaltenen Wunden ganz mit Blut beflekt, nach der Schenke zu Szellen zurück. Ermattet und verblutet stürzte er hier in die Stube und auf wiederholtes Befragen des Wirths konnte er nichts herausbringen, als die unzusammenhängenden Worte: „Die Spitzbuben! — die Mörder! — in's Korn!“ — worauf er ohnmächtig niedersank. Man öffnete nun den Bündel des Schusters und fand darin den stark mit Blut besudelten Schlafrock des Wirths. Dieser schöpfte daraus sogleich Verdacht auf den Meinke und machte die That

mit Beschreibung des Thäters schleunigst in der Nachbarschaft bekannt. Es wurden sogleich Steckbriefe erlaßen, und diese schnellen Vorkehrungen zur Habhaftwerdung des Thäters bewirkten auch schon am dritten Tage nach dem unglücklichen Vorfall die Verhaftnehmung des Verbrechers. Man fand ihn bei einem beurlaubten Husaren in Aysgirren, mit welchem er gemeinschaftlich von dem geraubten Gelde gezehrt hatte; 17 Fl. waren von selbigem noch übrig, und er gestand sogleich ohne alles Läugnen die verübte That ein.

Die Kriminal-Deputation des Königl. Preuß. Kammergerichts zu Berlin verurtheilte den Verbrecher zwar dahin, daß er, wenn er zum Sterben wohl bereitet worden, ohne Begleitung eines Geistlichen, zum Richtplatz geführt und daselbst mit dem Schwerdt vom Leben zum Tode gebracht, demnächst aber sein Körper auf das Rad geflochten werden sollte, und der Staatsrath bestätigte auch dieses Urtheil den 22sten Febr. 1788. Allein da der Unglückliche darauf um Begnadigung bat, so trug der Ober-Appellationssenat bei dem König auf Milderung der ersten Sentenz in lebenswierige Festungsstrafe an, weil der

Schuster Edelhoff von seinen Wunden wieder hergestellt sey, auch selbst um Begnadigung für den Verurtheilten bitte, von diesem aber vorhero nicht das mindeste straffällige bekannt geworden, auch die heftigen Anfälle der Epilepsie seine Verstandeskräfte sehr geschwächt haben könnten, und der König genehmigte diesen Antrag.

V.

Ermordung einer Person aus verzweiflungsvoller Rachsucht gegen eine andere.

Martin Habermann, lutherischer Religion, war der Sohn eines Bauern zu Albrechtsbruch in der Neumark, und ward im 18ten Jahre seines Alters als Kantonist für das in Berlin garnisonirende Infanterieregiment, Herzog Friedrich von Braunschweig, zum Kriegsdienste ausgehoben, wo er bis gegen das Ende von 1786 neun Jahre über sich so gut betragen, daß keine erhebliche Klage wider ihn eingelaufen, und er nur ein einzigesmal Regimentsstrafe erlitten.

Während seiner Dienstjahre war er Ehemann, Vater und Wittwer geworden. Um bei seiner geringen Löhnung sich und seine Familie zu ernähren, suchte er, welches auch den Soldaten in Berlin immer leicht gelinget, auf andere Art etwas zu

verdienen. Sein vorzüglichstes Erwerbungsmittel bestand darin, daß er Holz aus den Kähnen auf die Holzplätze karrte; zu welchem Ende er auch einen Thorpaß bekam. Dies letztere ist zugleich ein Beweis, daß man sich beim Regimente auf seine Ehrlichkeit verließ.

Im November des Jahres 1786 zeigte ein andrer Muskettier gleichen Regiments, Namens Sok, (zu welchem Habermann besonders Vertrauen und Zuneigung geäußert,) dem Feldwebel M., dessen Untergebner Habermann war, heimlich an: „wie Habermann seinen Thorpaß bei ihm (dem Sok) gegen vier Groschen versetzen wollen.“ In wie fern dies Vorgeben gegründet gewesen, ist nie völlig ausgemittelt worden; so viel ist gewiß, daß solches der unglückliche Habermann bei der Untersuchung und selbst bei der Konfrontation stets geläugnet, (obgleich er wußte, daß er sterben müsse, auch sonst durch gar kein Abläugnen seiner Strafe zu entgehen dachte,) Sok hingegen auch bei seiner Behauptung beständig geblieben. — Genug, auf diese Anzeige ward Habermann eines Morgens früh zum Feldwebel M. bestellt, der ihm gleich mit den Worten empfing: „er ist ein schlechter nie„derträchtiger Mensch; so lange ich Feldwebel

„bin, soll er keinen Paß wieder bekommen;“ zu gleicher Zeit vor ihm ausspie, ihm seinen Thorpaß abforderte, und solchen zerrissen ihm vor die Füße warf *). Habermann erfuhr endlich die Ursache dieses Zorns, nur als er Gegenvorstellungen machen wollte, erhielt er nichts zum Bescheid, als: „er sollte stille nach Hause gehen, wenn er nicht sechsmal Gassen laufen wolle.“

Hierüber äußerst traurig, verließ Habermann den Feldwebel, weinte zu Hause heftig; und gegen seinen Wirth, einem Soldaten gleichen Regiments, der ihn zu trösten suchte, äußerte er: „wer ihm seinen Thorpaß nähme, raube ihm sein Brod **), und es wäre schon gut!“ Zugleich sagte er dem Wirth: daß er gleich wieder umkehren wolle, um den Feldwebel zu befragen, wer ihm solche Nachrichten hinterbracht hätte. Sein Kamerad mußte alle Beredsamkeit aufbieten, ihn zu besänftigen, daß er wenigstens damit bis auf den

---

*) Eine ordentliche kaltblütige Untersuchung würde, wie es scheint, das Leben zweier Menschen gerettet haben.

**) Weil er ohne Thorpaß seine Handthierung nicht fortsetzen konnte.

folgenden Tag warte, wo sich wahrscheinlicher Weise der Zorn des Feldwebels gelegt haben würde.

Habermann ging auch wirklich den folgenden Morgen zum Feldwebel; erhielt aber — aus einem falschen Prinzip: dergleichen Angeber nicht zu verrathen — die unbefriedigende Antwort: „Er würde wohl wissen, zu wem er etwas vom Paßversetzen gesprochen.“

Itzt fiel Habermann auf den Verdacht, daß dies vielleicht sein Freund Sok gewesen; er lief also zu ihm, und fragte ihn durchs Fenster, ob er dergleichen zu dem Feldwebel gesprochen? Sok läugnete dies anfangs, und schob die Schuld auf seinen jüngern Bruder; gestand es aber endlich ein. Diese Verrätherei entflammte von Stund' an den Zorn des unglücklichen Brodberaubten dergestalt, daß er es fest bei sich beschloß, seinen Ankläger mit seinem zum Kommißbrod scharf gemachten Einlegemesser zu entleiben. Schon am 17ten November 1786 erwachte dieser Gedanke bei ihm, und zu diesem Ende besuchte er auch seinen Feind zu verschiednenmalen; aber glücklicherweise fand er nie Gelegenheit, seinen Vorsatz auszuführen. Dies Mißlingen brachte ihn einige Tage darauf

auf den Gedanken, seinem Feinde an einen Abend auf der Straße aufzulauren; aber auch diesmal erschien Sok nicht und entrann seiner Rache.

Am 21sten November ging Habermann des Morgens früh, da er seine Löhnung erhalten, aus seinem Quartier, in der Absicht, sich irgendwo etwas zu verdienen, und ob er gleich den Vorsatz, seinen Ankläger zu ermorden, nicht fahren lassen, so war er doch weit entfernt, itzt daran zu gedenken. Zufälligerweise begegnete ihm auf der Straße der Aufwärter eines Bordels, den er vor einigen Tagen dort kennen lernen, als er bei Aufsuchung eines Deserteurs auch dorthin gekommen; und wo er nach der Zeit, vorzüglich aus Liebe zu einem Mädchen, Namens Neubaurin *), verschiedenemale gewesen war. Auf dessen Zureden entschloß er sich, dort mit ihm hinzugehen und zu frühstücken. Als er hin-

---

*) Wie heftig diese Leidenschaft bei ihm gewesen, bezeugt folgende Aussage: „Ich gewann sie so außer„ordentlich lieb, daß ich unmöglich hätte zuge„ben können, daß sich ein andrer mit ihr hätte

kam, ließ er sich eine Bouteille Bier geben, und fragte gleich nach seiner Geliebten. Die Neubaurin erschien, er bewirthete sie mit einem Glase Kirschbrandwein und sechs Pfennig Semmel, und nachdem sie mit den übrigen Mädchen gefrühstückt, ging sie mit Habermann oben auf ihr Zimmer, dessen Thüre er von inwendig verschloß. Hier auf dem Bette erzählten sie sich wechselsweise ihre Schicksale, und das Mädchen äußerte, bei Endigung ihres Lebenslaufs, den Wunsch: „daß sie gern bald todt seyn mögte!“ Während dieser Zeit wurden sie von den übrigen Bewohnerinnen des Bordels zu verschiedenenmalen gestört, indem solche die Neubaurin riefen, herunter zu kommen.

Um halb zwölf Uhr kam endlich die Wirthin vom Markt zurück, und als der Friseur sich ein-

---

„abgeben dürfen; und deswegen war es mir un-
„möglich, ohne sie aus der Welt zu gehen, und
„ich wünschte nichts sehnlicher, als mit ihr auf
„der Stelle zu sterben. Ich wünsche auch noch
„itzt, daß ich bei ihr zu liegen käme.“

stellte, ließ sie solche zu Frisiren herunter rufen. Bisher hatte sich die Neubaurin auf Habermanns Zureden immer zurückhalten lassen; itzt aber richtete sie sich im Bette auf, gab ihrem Liebhaber noch einen Kuß, und wollte aufstehen. Aber plötzlich lief nun dem Unglücklichen ein kalter Schauder, wie ein Fieber, über den ganzen Leib, er faßte das Mädchen mit der linken Hand ans Kinn, mit der rechten griff er in die Tasche nach dem Messer, machte es mit derselben Hand auf, und ohne daß das Mädchen nur das geringste gewahr ward, brachte er ihr eine tödtliche Wunde am Halse bei. Sie schrie auf, und nun gab er ihr noch einen Stich, daß sie verschied.

Auf das Geschrei des Mädchens eilten die Wirthin und der Aufwärter herbei; der Mörder öffnete selbst die Thür, und stand, ohne die geringste Spur von Rührung, bei dem blutigen Leichnam. Als ihm der Aufwärter zurief: „Bruder, was hast du gemacht? Wie hast du so was an einem unschuldigen Mädchen thun können! Wo hast du das Messer?" erwiederte er: „Es „liegt hinter dem Ofen. Die Seele des Mäd„chens hab' ich auf mir; sie ist an nichts Schuld.

„Ich

„Ich bin einem Kerl schon drei bis vier Tage „nachgelaufen; nun hat das Unglück dies Mäd„chen getroffen. Ich nehme ihre Sünde auf „mich, sie wird nun gut ruhen." — Itzt wollt' er fort, als ihn aber der Aufwärter bedeutete, daß er warten müsse, bis die Wache käme, blieb er ohne die geringste Weigerung oben, und sagte: „ich habe so was thun müssen, alle ihre Sün„den nehm' ich auf mich!" *)

Die Wache kam, und als ihn dieselbe arretirte, bat er nur noch um Erlaubniß: sein unten in der Stube befindliches Bier austrinken zu dürfen, welches ihm auch gewährt ward. Bei der anatomischen Untersuchung des entseelten Körpers, sagte er noch beim Weggehen, indem er sich zu dem Leichnam wandte: „Ruhe sanft, liebe Seele! „deine Sünden nehme ich auf mich. Dir ist „wohl, mir wird auch bald wohl seyn!"

---

*) Als er bei der Untersuchung befragt ward, was er bei dem Worte müssen sich gedacht, gab er zur Antwort: „Daß, da er den Vorsatz gehabt, den Sok „zu ermorden, auch solchen nicht fahren lassen, „es für diese Neubaurin Bestimmung gewe„sen, da er zuvor gar nicht daran gedacht."

Bei der Untersuchung gestand er alles freimüthig ein, war mit den Strafen, die auf einen Mord gesetzt sind, sehr wohl bekannt; und bat um nichts, als um die Zulassung eines Geistlichen und um die Hinrichtung durch seine Kameraden.

Das Kriegsgericht erkannte ihm die Todesstrafe durchs Schwerdt, ohne Zulassung eines Geistlichen, zu, und daß nachmals sein Körper aufs Rad geflochten würde.

VI.

Ermordung eines Knaben, aus Verzweiflung über verschmähte Liebe einer liederlichen Bettlerin.

Friedrich Jeremias wurde im Jahr 1760 zu Halberstadt geboren, woselbst sein Vater, Gottfried Jeremias, ein Leinweber war. In seiner Kindheit wurde er im Christenthum, nach dem lutherischen Lehrsystem, gehörig unterrichtet, und sein Vater zwang ihn, wider seinen Willen zur Erlernung der väterlichen Profeßion, zu der er ganz und gar keine Lust und Neigung hatte.

Aus Mißvergnügen über eine Lebensart, die er nicht lieben konnte, entlief er seinem Vater und ließ sich beim Ausbruch des Amerikanischen Krieges unter die Churfürstl. Braunschweigischen in Englischen Sold genommenen Truppen anwerben, und ging mit

ihnen nach Amerika. Aber alle seine chimärischen Träume von glänzendem Glück, von denen damals so mancher unerfahrne Jüngling bethört wurde, der Verwandte, Freunde und Vaterland verließ, um dort Tod oder Elend zu finden, wurden nicht erfüllt; Jeremias kam eben so arm und hülfsbedürftig wieder nach Europa zurück, als er es verlassen hatte, und erhielt hier, mit einem großen Theil seiner übrigen Kameraden, da man ihn nicht weiter gebrauchen konnte, seinen Abschied, um nun sein Heil weiter zu versuchen.

Die herumschweifende Lebensart, die er als Soldat bisher geführt hatte, war geradezu der stillen Eingezogenheit seines Metiers entgegen; zu dem er nun wieder seine Zuflucht zu nehmen gezwungen war, wenn er Brod haben wollte. Er arbeitete zwar an verschiedenen Orten als Zeugmachergeselle, aber größtentheils suchte er sich doch vom Betteln zu nähren, und so schweifte er in seinem Vaterlande und in dessen Nachbarschaft bald hier bald dort herum, ohne sich an einen festen Wohnsitz zu binden.

Um Weihnachten im Jahr 1787 kehrte er auf einer seiner gewöhnlichen Streifereien zu Hedersleben, im Fürstenthum Halberstadt, in eine Bettlerherberge ein, die ein gewisser Sohrn daselbst hielt. Hier lernte er eine Bettlerin kennen,

die in der dasigen Gegend überall unter dem Namen Hanne bekannt war, und von der man keine näheren Umstände hat ausmitteln können. Er gewann sie augenblicklich so lieb, daß er nichts sehnlicher wünschte, als mit ihr in einer wilden Ehe zu leben und gemeinschaftlich mit ihr das Land zu durchstreichen.

Er zögerte nicht lange, ihr seine Gesinnungen zu entdecken; sie, ihrer Seits, hatte nichts wider seinen Antrag einzuwenden, und er genoß nun, etwa drei Wochen lang, bei ihr alle Rechte eines Ehemannes.

Nach Verlauf dieser Zeit aber trennten sie sich wieder; doch der zärtliche Liebhaber konnte seine ungetreue Liebste nicht vergessen. Unaufhörlich schwebte ihr Bild vor seiner Phantasie; er kannte kein größeres und wünschenwertheres Glück, als mit ihr zu leben und zu sterben.

Am 6ten Februar 1788 kam Jeremias zufälliger Weise in die Gohrnsche Herberge, wo er seine Liebste zuerst kennen lernen, zurück, und traf auch daselbst, unter andern Bettlern und Bettlerinnen, seine verlorne Hanne wieder an.

Bei seiner Ankunft in die Herberge, rief ihr die übrige Bettlergesellschaft hohnnäckend zu: „Da

kömmt euer Liebster!“ „Was geht mich der an!“ versetzte die Treulose, that ganz fremde gegen ihn, versicherte ihn, daß aus ihnen beiden nichts werden könnte, und um ihm alle Hoffnung gänzlich zu benehmen, sang sie ihm ein Gassenlied, das ihre Verachtung gegen ihn und seine Liebe zum Gegenstand hatte.

Dies Betragen brachte den verliebten Jeremias aus aller Fassung; er riß sich aus Aerger die Haare aus dem Kopf und konnte die ganze Nacht vor Unruhe und Gram kein Auge zuthun. Hier überdachte er nun, sich selbst überlassen, sein elendes Schicksal; aber je mehr er diesem Gedanken nachhing, desto größer wurde sein Kummer. Die Erinnerung der glücklichen Augenblicke, die er im Besitz seiner treulosen Liebsten verlebt hatte, und die Vorstellung, nun auf immer von ihr getrennt zu seyn, brachte ihn zur Verzweiflung. — Lieb' und Rache kämpften in seiner Seele, aber endlich siegte die letztere, und er beschloß, sich an seiner Treulosen für ihr schnödes Betragen durch Thätlichkeiten zu rächen; auch würde er diesen Vorsatz gewiß zur Wirklichkeit gebracht haben, hätte ihm nicht eine andre Bettlerin, die eine dergleichen böse Absicht von ihm aus einigen seiner im Zorn ausgestoßenen Drohungen vermuthete, sehr ernstlich angedeutet,

daß sie ihn, wenn er der Hanne etwas Böses zufügen würde, gemeinschaftlich recht tüchtig ausprügeln wollten. Dies wirkte, er ließ seinen Vorsatz fahren, und machte nun den Plan zu einer weit schrecklichern That, bloß, weil ihm der Gedanke, ohne seine geliebte Hanne zu leben, unerträglich war, weil er seinen Tod wünschte, und damit der Schrecken über sein Verbrechen bei seiner Treulosen und die Vorstellung, daß ihr liebloses Betragen gegen ihn die Ursache davon sey, Reue erwecken und sie zum Mitleid gegen ihn bewegen möge.

Er faßte also den Entschluß, einen andern zu ermorden.

Da es ihm aber an Muth und Entschlossenheit fehlte, es mit einem erwachsenen Menschen aufzunehmen, so sah' er sich dazu einen eilfjährigen Knaben aus, der seinem Vater, dem Unterofficier Aue aus Quedlinburg entlaufen war, und nun in der Irre herumschweifte und bettelte.

Dieser Knabe befand sich gerade auch um diese Zeit in der Gohrnschen Herberge, und ließ sich den folgenden Morgen, den 7ten Februar, verlauten, daß er nach Dittfurth gehn und dort mitleidige Herzen um Allmosen ansprechen wolle.

Dieser Umstand kam dem verzweiflungsvollen Jeremias sehr erwünscht, und er bot sich ihm

sogleich zum Begleiter an, in der Absicht, ihn unterwegs zu erschlagen. Zu diesem Ende nahm er, als der Knabe fortging, eine zum Schlagen des Flachses bestimmte Handkeule, die auf des Wirths Schrank stand, verbarg sie unter seinen Rock, ging dem Knaben sogleich nach, und holte ihn auch bei dem Dittfurther Gehölze ein, wo er sodann die Keule sorgfältig versteckte.

Nun gingen beide zusammen nach Dittfurth. Hier trennten sie sich, um jeder besonders zu betteln, verabredeten aber noch zuvor einen Ort vor Dittfurth, wo sie sich hernach wieder treffen und ihre Rückreise nach Hedersleben gemeinschaftlich antreten wollten.

Der Knabe stellte sich an dem bestimmten Ort der Zusammenkunft zur gehörigen Zeit ein, und Jeremias trat mit ihm den Weg nach Hedersleben an.

Itzt kamen beide an den Ort, wo Jeremias zuvor die Keule versteckt hatte; nun ließ er den Knaben etwa funfzig Schritt voraus gehn, nahm solche auf, und verbarg sie wieder, wie vorher, unter seinen Rock.

Als er seinen jungen Reisegefährten wieder eingeholt hatte und eine Weile darauf mit ihm über den Steg des Seckelflusses kam, führte er ihn,

unter dem Vorwand, ihm nach seinem ausgeschlagenen Kopf zu sehn, in die am Wasser befindlichen Weiden. Auf sein Verlangen knicte hier der Knabe vor ihm nieder und nahm seine Mütze ab; und Jeremias zog in eben dem Augenblick, da er ihn mit der linken Hand in den Haaren kratzte, mit der rechten die Keule unter dem Rock hervor, und gab ihm damit in der größten Geschwindigkeit auf jede Seite des Kopfs einen so heftigen Schlag, daß das Blut von beiden Seiten gleich herunterströmte.

Der unglückliche Knabe hatte noch so viel Kraft, dem Mörder zuzurufen: „Leinweber! „was macht er denn? Ich thue ihm ja nichts!“ aber dieser antwortete ihm nicht, sondern versetzte ihm noch voll Wuth und in der größten Schnelligkeit zwei Schläge mit solcher Gewalt auf die linke Seite des Vorkopfs, daß dadurch der Hirnschädel ganz zerschmettert wurde.

Der Verwundete sank auf die Seite, der Mörder ließ ihn liegen, warf die Keule fort, und ging in die Hederslebensche Bettlerherberge zurück, um seine verübte Mordthat selbst anzuzeigen, die er bloß, wie er hernachmals sagte, um deswillen in der dortigen Gegend verübt hätte, da-

mit die Hanne sie desto früher erfahren und sich in acht nehmen möge, in Zukunft andern, so wie ihm, zu begegnen.

Als diese That in der Herberge ruchtbar ward, gingen zwei Bettlerinnen mit dem Verbrecher vor das Dorf. Hier wieß er ihnen den Ort an, wo sie den Knaben finden würden; die Weiber gingen darauf auch hin, er selbst blieb in einiger Entfernung zurück. Sie fanden den verwundeten Knaben auch wirklich noch am Leben, aber, ob er ihnen gleich kläglich um Hülfe zurief, so ließen ihn doch diese verworfenen Geschöpfe liegen und gingen weiter.

Bald darauf ging die Wirthin der Herberge mit zwei andern Frauenspersonen an den nehmlichen Ort, aber sie fanden den Knaben nicht mehr, sondern nur Blut und das Mordwerkzeug, die Keule.

Jeremias verlangte inzwischen wiederholentlich in Verhaft genommen zu werden. Die Ehefrau des Wirths sahe sich also genöthigt, den ganzen Vorfall dem Probste zu Hedersleben anzuzeigen. Dieser wieß sie zum Amtsrichter und der Amtsrichter wieder an den Probst, weil dem Kloster zu Hedersleben die Gerichtsbarkeit über das Sohrnsche Haus zustände.

Weil der Körper des Erschlagenen aber nicht aufzufinden war, so vermuthete jedermann, daß die Wunden desselben nicht so beträchtlich gewesen wären, wie sie der Thäter selbst angegeben hatte, und daß der Knabe sich bald wieder erholt und seinen Weg weiter fortgesetzt haben würde; man trug daher auch Bedenken, den Jeremias zu arretiren.

Erst nach vier Tagen, als der Verbrecher schon wieder weiter gegangen war, geschah dem Justizamt zu Hedersleben durch dem Amtsrichter Stockmann Anzeige von diesem traurigen Vorfall; es ließ daher sogleich den Knaben durch die Dorfgerichte aufsuchen, und man fand ihn auch den 12ten Februar acht Schritte von dem Orte, wo er vorher gelegen hatte, in dem vorbeigehenden mit Wasser angefüllten Mühlengraben. *)

*) Wahrscheinlicherweise war der todte Körper von den Gohrnschen Eheleuten oder ihren Gästen, den Bettlern, in den Graben geworfen worden, damit keine Spur des Mordes vorhanden seyn und der Jeremias desto sicherer der Strafe entgehen mögte; inzwischen hat dieser Umstand bei der Untersuchung nicht genau ausgemittelt werden können. Der Thäter hat es stets hartnäckig geläugnet, den Knaben in den Graben geworfen zu haben, und da er die That selbst nicht läugnete, auch

Nachdem man nun den Körper des Erschlagenen aufgefunden, wurde auch der Jeremias, der sich dazu sehr willig bezeigte, in Verhaft genommen. Er gestand die Mordthat mit allen kleinen Umständen ohne alle Weigerung und äußerte, während der ganzen Untersuchung, sehr oft den Wunsch, daß man ihn nur bald als einen Mörder hinrichten mögte; so wenig hatten sich seine Gesinnungen, nach vollbrachter That, geändert, und so heftig wirkte noch immer die Leidenschaft seiner verschmähten Liebe auf sein Herz.

Der Verbrecher wurde, nach der vom König bestätigten Sentenz, ohne Begleitung eines Geistlichen zum Richtplatz geführt, daselbst enthauptet und sein Körper unter dem Galgen verscharrt.

Uebrigens wurde der Einwohner Gohrn, wegen Beherbergung verschiedener fremder Bettler, zu vierwöchentlichem Gefängniß, die drei ersten und drei letzten Tage bei Wasser und Brod, verurtheilt.

---

sich freiwillig gefänglich einziehen ließ, und das Läugnen dieses Umstandes seine Strafe nicht mildern konnte, so ist es wohl außer Zweifel, daß seine Aussage der Wahrheit gemäß sey.

VII.

Intendirter Mord aus Lebensüberdruß.

Friedrich Wilhelm Meyer wurde im Jahr 1715 zu Dresden geboren, wo sein Vater ein nicht ganz unbemittelter Kaufmann war. In seiner Jugend erhielt er (seiner eigenen Angabe nach) eine christlich gute Erziehung und sein Vater ließ ihn die Orangeriegärtnerkunst erlernen.

Nach geendigten Lehrjahren verließ er seine Vaterstadt, um sein Glück weiter in der Welt zu versuchen, und seine Kenntnisse in seiner erlernten Kunst zu erweitern. Im Jahr 1737 kam er auf seiner Wanderung in Prag an. Hier wurden damals sehr häufig Ausländer, auf eine sehr ungerechte Weise, heimlich aufgegriffen und nach Ungern transportirt. Auch Meyern wiederfuhr dies harte Schicksal; man hob ihn auf, schickte ihn fort und zwang ihn, Soldat zu werden. Hier diente er nun

bis ins Jahr 1741, wo er endlich bei der merkwürdigen Schlacht bei Molwitz die günstige Gelegenheit zur Flucht wahrnahm und den Oesterreichern heimlich davon lief; worauf er sich sogleich unter die Preußischen Truppen anwerben ließ.

Doch auch hier blieb er nicht lange. Müde des unsteten Herumschwärmens, der blutigen Szenen des Krieges und überhaupt des Soldatendienstes, dem er sich anfänglich nur aus Zwang und nachmals aus Noth widmen müssen, faßte er bei sich den festen Entschluß, zu seinen Eltern nach Dresden zurückzukehren.

Ehe Meyer aber diesen guten Vorsatz ausführen konnte, traf er in Duderstadt einen Preußischen Werber in dem Wirthshause an, wo er abgetreten war. Der Werber machte bald nähere Bekanntschaft mit ihm, und seine verschmitzten Wendungen, die listigen Vorspiegelungen von zukünftigem Glück, und die heilige Versicherung, wenn diese Aussichten des Glücks, wider Vermuthen, fehlschlagen sollten, nach dreijähriger Kapitulation seines Eides und seiner Dienste unweigerlich entlassen zu werden, bewogen den bethörten und unerfahrnen Jüngling, aufs neue wieder in Preußische Dienste zu treten. Er wurde darauf an das damalige Infanterieregiment von Kleist (jetzt Jung

von Schwerin) zu Berlin abgegeben; allein nach Verlauf von drei Jahren wurde auf die in seiner Kapitulation ihm gemachte Versprechung nicht weiter geachtet *).

Der Unmuth über sein Schicksal, der Zwang, den er erleiden mußte, vorzüglich aber die beständige Weigerung, ihn nach seinen ausgedienten Kapitulationsjahren seiner Dienste zu entlassen, brachten ihn zur Verzweiflung, und waren, (seiner wiederholten Aussage nach) der Hauptgrund einer unordentlichen und zügellosen Lebensart, der er sich nun gänzlich überließ.

Aus Verzweiflung, und um seinen drückenden Zustand zu vergessen, ergab er sich nunmehr dem gefährlichen Laster des Trunks, und oft war er sogar seiner Sinne nicht mächtig, wenn er zum Exerziren beordert wurde; auch hielt er sich zuweilen ganze Tage über versteckt. Er wurde dann, wie natürlich, mit den darauf gesetzten Strafen gezüchtigt aber nicht gebessert.

---

*) Dieser ehemals auch bei Preußischen Werbern eingeführte Mißbrauch, durch Ertheilung von Kapitulationen, deren Bedingungen nachmals nicht erfüllt wurden, Rekruten zu bekommen, ist seit der Regierung Friedrich Wilhelms des Zweiten, zur Ehre der Menschheit und der Preußischen Armee, gänzlich abgeschafft.

Durch diese unselige Neigung zum Trunk, die gefährliche Zuflucht unglücklicher Personen aus den untern Klassen des Volks, wuchsen täglich seine Bedürfnisse um so mehr, da sein Nebenverdienst, durch sein unregelmäßiges Betragen, abnehmen mußte. Endlich verfiel er, zur Befriedigung dieser Bedürfnisse, auf den Gedanken, seinem Kameraden Wäsche und Kleidungsstücke zu entwenden, zu verkaufen und sich alsdann zu verbergen.

In dieser Absicht nahm er auch am 22sten Januar 1743 des Morgens früh diese Sachen wirklich zu sich und ging damit aus, um sie zum Kauf auszubieten.

Eben war er im Begriff, sie auf dem Neuköllnischen Markt an eine Fischerfrau zu verhandeln, als ein Unterofficier darüber zukam, und ihn, da ihm dieser Handel verdächtig schien, dieserhalb zur Rede stellte. — Meyer erschrack, und wußte nichts zu seiner Entschuldigung hervorzubringen. Durch dies scheue Wesen des Meyer wurde der Unterofficier in seiner erstgefaßten Meinung noch mehr bestärkt, und drohte, ihn sogleich arretiren zu lassen. Itzt blieb dem Unglücklichen nichts übrig, als die Flucht zu ergreifen; er ließ die gestohlnen Sachen liegen, lief davon und flüchtete sich in das

Haus

Haus des Tobaksspinners Tonliers, wo er sich auf dem obersten Boden verbarg.

Nun zeigte der Unterofficier diesen Vorfall gehörig an, Meyer wurde sogleich vermißt, auch überall gesucht, aber nirgends gefunden. Der Flüchtling blieb also einen ganzen Tag und die darauf folgende Nacht unentdeckt in seinem Schlupfwinkel. Nun überfiel ihn aber der Hunger; er versuchte es, herunter zu steigen, aber zu seinem nicht geringen Schrecken, hatte man während der Zeit die Bodenthüre verschlossen.

Er wagte es nicht zu klopfen, und kehrte wieder auf den Boden zurück; doch dieser unglückliche Zufall setzte ihn in Verzweiflung. Ueberdruß des Lebens und die Furcht, wenn er sich wieder sehen ließe, als ein Deserteur bestraft zu werden, brachten ihn auf den Gedanken, den Hungertod zu sterben, weil er (wie er sagte,) gehört hätte, daß ein Mensch nicht über neun Tage hungern könne. Er blieb also auf dem Boden, und machte sich ein Lager von den darauf befindlichen Tobaksblättern.

Nach vierzehn Tagen kam der Tobaksspinner Tonliers auf den Boden und fand dort zu seiner großen Bestürzung einen fremden Menschen, der

BIBLIOTHECA REGIA MONACENSIS

ganz kraftlos auf den Tobaksblättern lag und dem Tode nahe zu seyn schien.

Seine Mondirung verrieth dem Tobaksspinner, daß es ein Soldat des von Kleistschen Infanterieregiments sey; er machte also hievon sogleich gehörigen Orts die nöthige Anzeige, worauf auch augenblicklich die erforderlichen Veranstaltungen getroffen wurden, den schon Sterbenden durch erquickende Suppen wieder ins Leben zurück zu rufen; allein sein Magen war so erschlafft, daß es sehr schwer hielt, ihm nur einige wenige Speise aufzudringen.

Auf die Frage: wie es ihm möglich gewesen, so lange ohne die geringste Nahrung zu leben? erwiederte Meyer: „Die ersten acht Tage „hat mich sehr gehungert, zweimal habe ich, „um meinen Durst zu löschen, mein eigenes „Wasser getrunken, und einmal, als es et„was schneite, fing ich den Schnee auf und „genoß ihn; nach der Zeit aber war ich viel „zu kraftlos, um nur noch Gefühl für solche „Bedürfnisse zu haben.“

Nachdem er in dem über ihn gehaltenen Verhören alles, es mogte nun zur Milderung seiner

Strafe gereichen oder nicht, mit vieler Freimüthigkeit gestanden hatte, wurde er, seiner äußerst schwächlichen Gesundheitsumstände wegen, die durch das lange Hungern ganz zerrüttet waren, ins Lazareth gebracht.

Hier hatte er bereits einen ganzen Monat verlebt und schien wieder ziemlich hergestellt zu seyn, als er von einigen seiner Kameraden erfuhr, daß er, seiner begangenen Verbrechen wegen, wohl schwerlich am Leben bestraft, sondern nur auf seine übrige Lebenszeit auf die Festung kommen würde.

Diese Nachricht erschütterte den Unglücklichen auf das heftigste. Sein Lebensüberdruß erwachte aufs neue in seiner ganzen Stärke, bei dem trostlosen Gedanken, nun sein ganzes Leben hindurch an der Karre geschmiedet, zu verschmachten. Er beschloß also, um sich der Todesstrafe schuldig zu machen, sein begangenes Verbrechen noch durch einen Mord zu vergrößern, wozu er sich, um zugleich seine Rachsucht zu befriedigen, die Krankenwärterin des Lazareths auswählte, weil sie ihm (seiner Angabe nach) sehr lieblos begegnet, auch geschimpft haben sollte, und auf die er in den Verhören äußerst aufgebracht war.

Des andern Tags früh zog er daher in dieser Absicht von den in dem Lazareth befindlichen Gewehren ein Bajonet ab und wartete nun auf die Ankunft der Wärterin.

Aber, wider ihre Gewohnheit, blieb sie diesen Tag gerade sehr lange aus. Meyer wurde also ungeduldig und faßte den Vorsatz, diese Mordthat an seinem noch schlafenden Kameraden, dem Musketier Spannagel, zu verüben.

Er setzte sich daher dem Bette des Schlafenden gegenüber und versetzte dem Spannagel mit dem Bajonet einen Strich auf der rechten und zwei auf der linken Seite der Brust, und würde, wie er es selbst nicht läugnet, den Mord unfehlbar vollführt haben, wenn nicht sogleich, auf das Geschrei des Verwundeten, Leute herbeigesprungen wären und ihn zurückgehalten hätten.

Bei der Untersuchung über dies neue Verbrechen, gestand der Unglückliche sogleich die ganze That mit allen ihren kleinsten Nebenumständen ein, und bereute es vielfältig, daß er das Leben einer unschuldigen Person zum Opfer seines Lebensüberdrußes hätte machen wollen.

Auf Befragen, wie ihm denn zu Muthe gewesen, als er diesen Mord begehen wollen? antwortete er: „Bei Verrichtung der That sey „ihm angst und bange geworden. Er wolle „gerne sterben, man solle ihm nur Zeit zur „Buße übrig lassen.“

Das Kriegsgericht verurtheilte ihn zu dreißigmal Gassenlaufen und achtjähriger Festungsstrafe.

VIII.

Raub, von einem Juden verübt, um den Leibzoll bezahlen zu können.

Der Jude Nehemie Jehuda Leib oder Löbel wurde im Jahr 1759 zu Strykow in Großpolen geboren, woselbst sein Vater Hutmacher war. Seine Eltern ließen ihn von seiner frühsten Jugend an, bis nach seinem zwanzigsten Jahre die Schule unter den Rabinern besuchen. Nun sollte er aber die Früchte seines Fleißes einerndten, er mußte also die Schule verlassen und selbst Lehrer werden. Sechs bis sieben Jahre beschäftigte er sich damit, in der dortigen Gegend den Kindern seiner Glaubensgenossen Unterricht zu ertheilen, wodurch er sich indeß nur sehr kümmerlich ernähren konnte.

Der Wunsch, sein Schicksal zu verbessern, und die Hoffnung, daß er in der Fremde sein Glück eher machen würde, brachten ihn auf den Gedanken,

nach Prczeworsk in dem österreichischen Antheile Polens zu gehen; hier konnte er aber nirgends unterkommen, bis ihn endlich einer seiner Glaubensgenossen (deßen Namen er aber vergeßen) und der Schaffner oder Lieferant in kaiserlichen Diensten war, als Pferdejunge zu sich nahm.

Bei diesem Lieferanten blieb er zwei Jahr. Während dieser Zeit lernte er dort einen katholischen Klostergeistlichen kennen, der sich mit ihm, wenn er in der Nähe des Klosters die Pferde zur Tränke führte, sehr oft aus dem Fenster in ein Gespräch einließ, auch ihm vielfältig, aber fruchtlos, zum Uebertritt zur christlichen Religion zu überreden suchte.

Im Anfange war er hier mit seinem Schicksal zufrieden, als ihm aber sein Herr, nach Verlauf von einem Jahre, seinen versprochenen Lohn, der nemlich jährlich in 8 Thaler Polnisch, und 12 Polnischen Groschen täglich zur Beköstigung bestand, bis auf das geringe Kostgeld schmälerte, und er auch nicht mehr, wie anfänglich, vom Tisch seiner Herrschaft gespeißt wurde, so wollte er schon damals diesen Dienst verlassen, und nur auf Zureden des Bruders seines Herrn ließ er seinen Vorsatz fahren, und kehrte wieder zurück. Itzt versprach man ihm zwar, mehr für ihn zu sorgen, aber dies Versprechen wurde nicht erfüllt; sein Schicksal änderte sich

in nichts, und da sein Kostgeld bei der zunehmenden Theuerung nicht hinreichte, sich davon die nothwendigsten Lebensbedürfniße anzuschaffen, so gerieth er, nach Verlauf von einem Jahre zum zweitenmal auf den Einfall, heimlich davon zu gehen.

Kaum war er aber entwichen, so wurde er auch schon durch kaiserliche Soldaten aufgegriffen, und zur Strafe seines Weglaufens wurden ihm zweihundert Prügel zuerkannt.

Als er die Hälfte davon erhalten hatte, erschien auf einmal der katholische Geistliche bei ihm, dessen Bekanntschaft er vormals gemacht hatte, und versprach ihm, unter der Bedingung, daß er ein Christ würde, die Erlassung der übrigen hundert Schläge.

Was zuvor die beredtesten Vorstellungen des Geistlichen nicht bewirken konnten, wurde itzt durch die Furcht vor Prügel bewerkstelligt. Der unglückliche und hülflose Jude entschloß sich, zur christlichen Kirche überzugehen. Der Geistliche hielt sein Versprechen, seine Strafe wurde ihm erlassen, er wurde in ein Kloster zu Michow gebracht, getauft und in Freiheit gesetzt.

Hier blieb er darauf zwei Jahre, und ob es ihm gleich (seiner eigenen Angabe nach) im Kloster an nichts gebrach, so empfand er doch stets Gewiß-

sensbisse über seine Abtrünnigkeit von dem Glauben seiner Väter, und er suchte dahero nach einem Ort zu entfliehen, wo er ohne Gefahr und Furcht vor Mißhandlungen, zu seiner alten Religion zurückkehren könnte.

In dem Kloster zu Michow, wo er sich aufhielt, befand sich auch eine getaufte Jüdin, die gleichfalls Trieb in sich fühlte, zu ihrer väterlichen Religion wieder zurückzukehren. Mit dieser machte er sich also auf den Weg und ging mit ihr nach Breslau, wo er sie für seine Frau, und ihr einjähriges Kind für seinen Sohn ausgab. Von Breslau aus setzte er mit ihr seine Reise weiter bis Frankfurt an der Oder fort. Dort ließ er seine Reisegesellschafterin zurück und ging allein nach Berlin, um hier sein Unterkommen zu suchen. — Er vermiethete sich auch hier wirklich bei einem jüdischen Kaufmann, Moses Aaron, als Knecht bei den Pferden. Mit diesem reiste er darauf nach Schwerin in Mecklenburg. Zu Grewitz, zwei Meilen von Schwerin, verkaufte der Moses Aaron seine Pferde nebst Wagen, nahm des Nehemi Jehuda Leib wenige Habseligkeiten zu sich, setzte sich damit auf die Post, um nach Berlin zurückzureisen, und hieß letztern, zu Fuß nachkommen.

Der arme Nehemie Jehuda Leib kam wirklich nach Berlin zurück, und traf auch dort seinen Herrn wieder an; aber dieser verließ ihn bald darauf auf eine heimliche und betrügerische Weise und zahlte ihm nicht einmal seinen rückständigen Lohn vollständig aus, gab ihm auch seine wenigen Kleidungsstücke und Hemden nicht wieder zurück.

Von allem entblößt, faßte er nun den Entschluß, seinem Herrn, von dem er erfahren, daß er nach Hannover gegangen sey, nachzureisen und ihn dort aufzusuchen. Er machte sich auf den Weg und auf dieser Reise wurde er auch mit einem andern armen 86jährigen Juden aus Westpreußen, mit Namen Salomon Nathan, bekannt.

Nehemie Jehuda Leib traf seinen ehemaligen Herrn, den Moses Aaron, auch wirklich in Hannover an, und erhielt endlich von ihm, nach vielen Schwierigkeiten und Widerwärtigkeiten, durch einen Vergleich, für seinen ganzen rückständigen Lohn, der sich auf 20 Thaler belief, nicht mehr als drei Thaler.

Da er aber von dem Moses Aaron seine Kleidungsstücke nicht wieder zurück bekam, so mußte er dies Geld beinahe alles darauf verwenden, sich seinen in der dringendsten Noth versetzten Rock, zur Bedeckung seiner Blöße, wieder einzulösen,

und ihm blieb, nachdem er sein Schlafgeld bezahlt hatte, bei seiner Abreise aus Hannover, von den erhaltenen drei Thalern nichts übrig, als drei Groschen. Mit diesem wenigen Gelde wollte er nun zu seiner Schwester nach Strykow in Polen gehen, und trat zu diesem Ende seinen Weg durch das Sächsische und Brandenburgische an.

Auf dieser Wanderung begegnete er bei Wörlitz dem alten Juden Salomon Nathan wieder, den er zuvor kennen lernen, in deßen Gesellschaft er darauf seine Rückreise weiter fortsetzte.

In dem nachfolgenden eigenhändigen Aufsatz des Nehemie Jehuda Leib erzählt derselbe weitläuftiger, wie elend es ihm auf seinen Wanderungen sowohl allein, als nachmals in Gesellschaft des alten Salomon Nathan ergangen sey. Oft mußte er an einem Tage viermal Leibzoll bezahlen, oft befand er sich zwischen zwei Brücken, wo er weder vor- noch rückwärts konnte, ohne Leibzoll zu entrichten, und oft verkaufte er dann seine bei sich habenden wenigen Kleidungsstücke an den ersten, der ihm aufstieß, um nur weiter zu kommen.

Beide Juden setzten zusammen ihren Weg über Coswig und Treuenbrietzen nach Belitz fort. Unterwegs behalf sich der alte Salomon Nathan immer sehr schlecht, worüber ihm auch sogar

der Nehemie Jehuda Leib Vorwürfe machte; der alte Mann entschuldigte sich aber mit seiner Armuth und seinem Unglück, und setzte dann hinzu: „Das Bischen, was ich habe, will ich meiner Frau und meinen Kindern mitbringen.“ Worauf denn auch wohl der Jude Nehemie Jehuda Leib antwortete: „Wenn der Mensch nicht ißt oder „trinkt, so holt das Geld der Teufel!“

Nur einmal zeigte der alte Jude seinem Reisegefährten sein Silbergeld, als er in Treuenbrietzen seinen Stock für 1 Rthlr. 9 gr. verkauft hatte, und dies Geld zu dem übrigen legte, das er in seinem Schnuptuch in einem Knoten gebunden, in der Hosentasche trug; und nur beiläufig erzählte er ihm, daß er auch, außer seinem Silbergelde, Dukaten bei sich habe.

In der Nacht zwischen den 23sten und 24sten Februar 1790 blieben beide Reisende in dem Dorfe Elsholz, eine Meile von Belitz. In Belitz hatte ein Schneiderbursche bemerkt, daß der Salomon Nathan viel Ungeziefer habe. Eben dies hatte auch der Nehemie Jehuda Leib wahrgenommen. Als sie daher am folgenden Tage bei einem Busche vorbei gingen, machte letzterer seinem Reisegefährten den Vorschlag, mit einander in das Ge-

büsch zu gehen, um sich von dem Ungeziefer zu reinigen. Sie begaben sich hierauf beide in ein nahes eben nicht dickes Gesträuch, und der Salomon Nathan ließ seine Beinkleider herunter, damit dies Geschäft desto besser von statten gehen mögte.

Die sichere Rechnung auf den unbehülflichen Zustand des alten Salomon Nathan und der Gedanke an seine eigene Armuth und an die zu entrichtenden Leibzölle, von deren Bezahlung sein Reisegefährte, als ein westpreußischer Schutzjude frei war, erweckten bei dem unglücklichen Nehemie Jehuda Leib den Gedanken, ihm das Geld wegzunehmen, und dadurch der Noth, in welcher er durch Abforderung dieses Zolles gesetzt wurde, auf einmal ein Ende zu machen. Er faßte daher den alten Mann von hinten an, warf ihn zur Erde, und ergriff mit beiden Händen die linke Hosentasche, mit den Worten: „Gieb's Geld heraus!" Der alte Salomon Nathan hielt seine Tasche mit beiden Händen fest, und stellete ihm, da er nicht nachließ, daran zu reißen, mit weinenden Augen die Grausamkeit und Ungerechtigkeit seiner Handlung vor.

Diese Vorstellungen waren nicht ohne Wirkung. Von Mitleid durchdrungen, ließ der Räuber,

(nach des Salomon Nathan eigener Aussage) auch die eine Hand wirklich los, und wollte von seinem gefaßten grausamen Vorhaben abstehen; aber leider, währte dieser gute Vorsatz nicht lange. Der Gedanke an die Leibzölle erstickte alle andere gute Empfindungen. Er versuchte es nochmals, die Tasche abzureißen, und nahm, da dieses nicht gelingen wollte, sein Brodmesser zu Hülfe, mit welchem er auch die Tasche wirklich abschnitt und davon lief. Der Salomon Nathan behauptet, der Räuber sey gegen ihn in die Worte ausgebrochen: „Gieb's Geld heraus, „oder ich kriege das Messer!“ Allein letzterer kann sich nicht mit Gewißheit dieser Worte erinnern, und versichert zugleich, daß er bei dem Gebrauche des Messers keine andere Absicht gehabt habe, als die Tasche auszuschneiden.

Nachdem er die Tasche losgeschnitten, ergriff er die Flucht, doch wurde er sehr bald von drei Husaren, welche in der dortigen Gegend auf Kommando standen, und das Geschrei des alten Juden gehört hatten, eingeholt. Die Husaren fragten ihn: warum er so liefe, und wer im Busche schrie? „Es ist mein Vater!“ antwortete der Flüchtling, „er ist mir Geld schuldig, und hat

„es mir nicht geben wollen, daher habe ich „es ihm selbst genommen." *) Die Husaren nahmen ihn mit sich in den Busch, wo sie das Geschrei gehört hatten, und fanden den bis auf die Hosen entblößten Juden an einem der wenigen in dem Busche stehenden Bäume. Dort erführen sie die Umstände der That, fanden bei den Nehemie Jehuda Leib den Lappen, in welchem das geraubte Geld eingewickelt war, und welches in 4 Rthlr. 5 gr. Preuß. Courant, 2 Mariengroschen und 14 Stück Böhmen bestand, gaben es seinem Eigenthümer wieder zurück, dem Räuber aber ungefähr dreißig Prügel und nun ließen sie ihn laufen. Allein ein von Treuenbrietzen kommender Offizier, der den Vorfall von ihnen erfuhr, befahl ihnen, den Räuber anzuhalten und nach Belitz abzuliefern.

Die Untersuchung wurde von dem Justizamte Saarmund geführet, auf deßen Gebiet die That vorgefallen war, und nach dem unterm 16ten August 1790 vom Hofe bestätigten Erkennt-

*) Ein charakteristischer Zug. Schwerlich dürfte ein andrer Glaubensgenoße, in einer solchen Lage, an eine solche Entschuldigung denken.

niß des Königl. Preuß. Kammergerichts wurde der Nehemie Jehuda Leib mit Staupenschlag und lebenswieriger Festungsarbeit bestraft *).

*) Merkwürdig ist es, daß der Inquisit bei der Untersuchung, so wenig den Umfang und die Strafbarkeit seines Verbrechens kannte, daß er in dem Wahne stand, er sey schon dafür durch die von den Husaren erhaltene Schläge hinlänglich bestraft.

Lebens=

Lebenslauf
des
Nehemie Jehuda Leib.

Von ihm selbst aufgesetzt.

Der Allmächtige Gott soll sich erbarmen, über mir armen Mensch, ich will überschreiben mein Leben, aus meiner jüdischen Schrift, auf teutsch, das Gericht soll es beßer verstehn, so soll mir Gott helfen in meiner Noth, als ich will, alles wahrhaftig in Gericht sprechen und schreiben, meine Sache, ich habe mir gar nicht abzugeben in meinem Leben, ich muß sterben, ich muß meine Gedanken haben, als ich muß haben jene Welt, und nicht diese Welt, denn ich will allein aufschreiben mein Leben, wie bin gekommen zu meine Gedanken, bis zu die Zeit, da ich bin in Arrest gekommen, nach Saarmund,

daß das Gericht soll hören, daß ich Nehimmie bin geboren in Strückhoff, ich bin alt 31 Jahr, mein Vater und Mutter weiß ich nicht, wie alt sie gewesen seyn, mein Vater ist gestorben, daß ist im Monath April seynd es 6 Jahr, und meine Mutter ist gestorben im 9ten Tage im Monath May, ist geworden 25 Jahr alt, mein Vater ist gewesen ein Huthmacher, sie haben ihr Leben verbracht in Strückhoff, und da seyn sie gestorben, ich habe eine Schwester in Klomnau, sie heißt Frimmet, die ist älter als ich, sie ist 3 Jahr älter als ich, ist sie alt 34 Jahr, die Mannesälter weiß ich nicht, er ist ein Schneider, er heißt Beisey, ich habe gehabt zwey Schwestern und ein Bruder, die seynd gestorben in Strückhoff, ich weiß nicht, wie alt sie gewesen seyn, mein Vater, wie er hat gelebt, hat er sich geschrieben Jude Leib, und ich schreibe mir Nehimmie, ich bin gegangen in Strückhoff in die Schule, und gelernt über 20 Jahr, das hat mein Vater und Mutter viel Geld gekost, da haben sie gesprochen, daß ich an sie gedenken soll, denn ich habe schon gute Gedanken gehabt, die habe ich gelernt mit die Kinder, um die Törffer herum bey Strückhoff, auf 6 bis 7 Jahr, ich habe hernach gedacht, daß ich bey Leüden besser krügen könnte, da bin ich ford gegangen, bis Schafforz

das ist Kayserliches Landes, da hatte ich nichts gedroffen die Kinder zu lernen, da habe ich mich verdüngen bey einem Juden, er ist gewesen Minister beym Kayser, der ist niemahls zu Hause gewesen, sondern immer bey dem Kayser in Wittna, ich habe ihn sonsten nicht gesehen, als da er mir hat angenommen bey die Pferde in Schafforth, er hat einen Bruder, dieser hat geheißen Kumpel, der hat von mir gewust, wie der Jude geheißen der mir angenommen hat, weiß ich nicht, Lohn hat er mir versprochen auf ein Jahr 8 Rthlr. pohlisch und Kost a Tag 12 pohlsche Groschen, das sind 1 Groschen 6 Pfennige auf teutsch, bey dem Juden bin ich beynahe 2 Jahr gewesen, das erste Jahr ist es gut gewesen, denn da habe ich mein Kostgeld und auch vom Tisch Essen erhalten, das andre Jahr habe ich müssen vor die 6 Dreyer leben, es war aber zu der Zeit zu theuer, als habe ich nicht leben können vor die 6 Dreyer, da bin ich aus dem Dienst gegangen, da mir aber der Bruder Kumpel versprach, daß ich es besser haben sollte, da bin ich wieder ins Dienst gegangen, es ist mir aber das Versprechen nicht gehalten worden, ging ich also zum zweitenmahle fort, in werent dieser Zeit, da ich bey dem Juden gewesen bin, habe ich bisweilen meine Pferde an einem Brunnen dicht am Kloster gedränkt,

wo allemahl ein katholischer Pfaffe am Fenster stand und mir zurufte, ob ich mich nicht taufen lassen wollte, meine Gedanken seynd es niemahls gewesen, mich taufen zu lassen, dann ich weiß, was in unsere jüdischen Gesetzen steht, du sollst wissen, von wannen du kommst, in seinen Gedanken sollen seyn als wird er gehen auf so einen Ort, daß ihm die Wirme werden essen in der Erd, von den lieben Gott muß er sein Gericht abgeben, an die Zeit wird kommen wann er muß sterben, solche Gedanken habe ich gehabt alle Zeit, wie der Pfaffe mir gerufen hat, als ich bin gebohren als ein Jude, als muß ich auch sterben in meiner jüdischen Relion, denn heute gehe ich geschlossen in der Kätte, ist mir doch lieber, daß ich bin in meiner jüdischen Relion, wie ich bin zum zweytenmahl fortgegangen, hat er mir als mein Herr mir verklagt bey den General, welcher denn sogleich befohlen hat, mich zu hohlen, da bin ich geschlagen worden, und in Arrest genommen worden, die Soldaten sagten, ich sollte den dritten Tag auch Briegel bekommen, ich bin krank gewesen noch von die ersten Briegel, in der Zeit hat sich zugetroffen, daß der katholische Pfaffe in meinen Arrest kommt, und sprach zu mir, daß ich mir darauf verlassen sollte, und versprach mir, daß ich keine Briegel haben sollte, und sollte aus dem

Arrest rauß, da habe ich Forgt gehabt, hierauf versprach ich, daß ich mir wollte taufen lassen, meine Gedanken waren aber, daß ich bald wieder zu meiner Relion kommen könnte, es wäre aber besser geweßen, wenn ich wäre dieser Zeit um mein Leben gekommen, daß ich habe meine Relion abgetreden, meine Gedanken seyn, daß wird mir schwär und bütter seyn abzubeten meinen Glauben, das sehe ich schon vor mir, in dieser Zeit ich nehme aber alles verlieb von Gott, hierauf bin ich lohsgekommen, der Priester nahm mir mit nach Müllhoff und wurde gedauft den dritten Tag, nach dem Tauffen gaben sie mir den Schlüssel zum Speisehause, ich habe gehabt zu essen und zu trinken im Kloster, ich habe aber doch immer gedacht, daß ich wieder zu meiner Relion kommen könnte, im Herzen aber habe ich immer meinen Glauben gehabt, über die 2 Jahr habe ich meinen Gott gebeten, daß ich in meinen Glauben sterben möchte, wenn ich wäre stark reich geweßen, so wäre ich weg gelaufen, und hätte meine Sache da gelassen, wie auch dieses gethan habe, hierdurch bin ich mit der Frau, mit der ich bin fortgegangen, bekannt geworden, weil wir einen Glauben hatten, zu der Frau aber habe ich mir nichts verlauten lassen, daß ich will fortgehn, ich forgte mich vor ihr, daß sie mir verrathen würde,

weil sie aber zu mir gesagt hat, daß sie gern ford wollte, da bin ich mit ihr fortgegangen, sie hatte auch das Kind bey sich, hierauf bin ich mit ihr zu Wasser gegangen 3 Meilen, wir kauften uns zwey Pferde und einen Wagen, wurde ich von einen Christen gefragt, ob es meine Frau wäre, so sagte ich ja, fragte mir ein Jude, so sagte ich ihm die Wahrheit, ich hatte mir Geld gespart im Kloster, davor habe ich mir Kleider geschafft, wie wir gekonnt haben, so sind wir aus KleinPohlen in GroßPohlen nach Ludemirckß so wir verkauften den Wagen und Pferd vor 4 Ducat weniger 6 Pohlsche Gilden, von da seynd wir gereißt bis Breslau, da ich nach Breslau kam, an das Thor wurde ich gefragt, woher ich käme, und ob ich keinen Paß hätte, allein in Pohlen brauchte ich keinen, ich wurde also zum Magistrat gebracht, da habe ich gesagt, daß ich ein getaufter Jude wäre, der Magistrat lachte hierauf, sie gaben uns den Paß, wir haben alles ausgesagt, vor dem Magistrat, wir sind 5 Tage in Breslau geblieben, hierauf fuhren wir auf dem Wasser eine halbe Meile vor Franckfort, es war Messe allda, die Juden gaben mir einen Brief, daß mir alle die Judenschaften forthelfen sollten, die Frau blieb in Franckfort und ich ging mit einem guten Freund nach Berlin, wie ich nach Berlin kam, draf mir ein Kaufmann von

Prott, Mosis Arend an, bey denselben vermitte ich mir als Knecht, bey die Pferde, Lohn versprach er mir zwey einen halben Ducaten bis Ostern, und Kost alle Wochen 1 Rthlr., ich bin mit dem Juden rum gefahren einige Wochen bis ins Meckelburgsche in die Stadt Schwerin, in den Nachtquartier schmisch der Jude 1 Ducat in ein Beudel weg, in die Stube, um mir zu brobiren, ob ich ehrlich wäre, allein da ich ihn fund, gab ich ihm denselben wieder, dieses kann mir der Wirth bezeugen, dann ich hatte keine Noth, von Schwerin fuhren wir fort bis Crewitz, hier verkaufte mein Herr den Wagen und Pferd, und seine Sache legte er in meinen Sack und schickte sie auf die Post, ich habe aber erfahren, daß er sie nicht fort geschickt hat, er setzte sich auf die Post und fuhr nach Berlin, ich ging aber zu Fuß nach Berlin, wie er nach Berlin kommt, geht er in der Nacht fort, und läßt mir allein in Berlin, nun war ich fremt und wuste nirgens hin, ich ging bey dem Wirth Leimbecker, der sagte, daß er in der Nacht fortgereist wäre, ich ging auf die Post, und fragte da wo er wäre hingereist, als hörte ich, daß er nach Potsdam wäre, ich ging bey den reichen Moiß, das ist der Mann wo er seine Sache immer läßt, und weinde, dieser gab mir 6 Gr. und gab mir weider keinen Rath was ich thun sollte,

die Juden sagten ich sollte ihm nachgehen, ich ging also zum Thor heraus und muste sogleich 2 gr. Zoll geben, und gieng nach Potsdam, und wie ich wieder heraus gieng, muste ich wieder 2 gr. Zoll geben, ich gieng nach Brandenburg, muste ich wieder 2 gr. geben, ich gieng also nach Magdeburg, da hielten sie mir einen ganzen Tag auf, vor der Brücke, dem Thorschreiber sollte ich 4 gr. geben und hatte nicht mehr als 2 gr., wann ich habe mehr gehabt als 2 gr., das übrige habe ich müssen anwenden zu meinem Unterhalt, muste also mein Hembte da lassen bey dem Thorschreiber, und über der Brücke wieder Brückegelde, ich gieng bey die Juden, und sammlete die 4 gr. und hohlte die Hembter von den Thorschreiber, ich dachte also daß ich frey wäre, bin ich den Thor nach Halberstadt zu gegangen, in der Stadt begegnet mir ein Soldat, der fragte mir wo ich hin wollte, ich erzehlte ihm meinen Umstand, dieser gab mir 1 gr., wie ich aus der Stadt gieng, fragte mir der Thorschreiber nach ein Zollzettel, ich wies ihm den Zollzettel, er sagte aber es wäre der Zollzettel nicht, du must wieder in die Stadt gehen, du must vor noch ein Zoll bezahlen, ehnder kommst du nicht raus, ich wollte aber nicht gehn, hierauf wollte er mir schlagen, da habe ich müssen wieder bey den Thorschreiber gehn, und fragte ihm,

ob das nicht der rechte Zollzettel wäre, den er mir gegeben hat, er sagte aber zu mir, ich müste in die Stadt gehn in ein Haus als über die Brücke, da müste ich noch 4 gr. geben, da sie es mir so schwer machten mit dem Zoll, so hatte ich immer den Gedanken, daß ich wollte auf der Brücke ins Wasser springen, wie ich in das Haus kam, fragte ich, ob ich nochmahls Zoll geben müste, ja sagte der Mann, du must nochmahl Zoll geben, ich hatte nun nicht mehr als den Groschen, den mir der Soldat gegeben hatte; hierauf wollte ich meine Pfeife verkaufen bey dem Zoll, der Soldat wollte mir aber nicht mehr bezahlen davor als 1 gr. 6 Pf., ich verkaufte aber meine Pfeife nicht, wie ich nicht mehr erhalten konnte davor, ich wollte also meine Hembter da lassen zum zweitenmahl, er wollte sie aber nicht annehmen, ich weinde vor ihm, und bat ihn, daß ich nicht mehr als einen Groschen hätte, es half aber nicht, es kam aber ein Christ in die Stube, der bezahlte für mich den Zoll, und gab mir einen Groschen auf den Weg, ich kann das gar nicht sagen, wie schlimm es mir gegangen ist, in Magdeburg von wegen dem Zoll, von Magdeburg bin ich gegangen bis Halberstadt, da haben sie mir gar nicht rein gelassen in die Stadt, es hat mir aber getroffen, daß ich in einem Tage viermahl Zoll

bezahlen müssen, in Sachsen ist ein Torff, welches heißt Lobido, wollte der Thorschreiber 8 gr. Zoll von mir haben, aber durch das Weinen und Bitten nahm er nur 5 gr. 6 Pf. von mir, und sagt, das übrige müst er zulegen, es wäre viel zu schreiben, was ich habe ausgestanden; mit dem Zoll, dann ich habe mehr ausgegeben als 6 Rthlr. vor Zoll, der Weg ist mir sehr schwer geworden, dem Juden als meinem Herrn nachzugehn, eine Meile Weges vor Braunschweig auf ein Torff draf ich zum erstenmahl den alten Juden an, in ein Torff wo wir über Nacht waren, des Morgens bin ich nach Hannover zugegangen, und der alte Mann blieb im Krug, den Kaufmann als meinen Herrn, draf ich in Hannover an, ich hatte in Hannover nicht zu leben, mußte also meine Kleidungsstücken von meinem Leibe versetzen, an den Wirth, Zoll brauchte ich nichts zu geben, nur 2 gr. vor einen Nachtzettel, ich fragte also meinen Herrn aus, ich gieng mit ihm zum Rawiener vors Gericht, im Gericht sagte er aber, er kennte mir nicht, es wurde ihm aber gesagt, er sollte schwären, daß er von mir nichts wüste, dieses hat getaurt drey Tage, es wurde mir aber zu lange, alda zu warden, weil ich kein Geld hatte, so gaben mir die Juden den Rath, ich sollte bey dem Magistrat gehen, und sollte klagen, in Zossen habe

ich wohl gesagt, daß ich mir vertragen hätte, allein ich habe es aus Furcht gethan, da es hieße, ich hätte den Juden wollen umbringen, und in der Gerichtsstube muste ich den Rock ausziehen, ich tachte, ich würde wieder Brügel bekommen, da habe ich denn einige Punkte gesagt, die ich aus Angst gesagt habe, da ich mein Kleid versetzt gehabt habe, muste ich 15 gr. davon an den Magistrat bezahlen, ich konnte aber von dem Gericht nichts verstehn, weil sie teutsch sprachen, das habe ich wohl verstanden, daß ich sollte nach Berlin gehn, und sollte eine Schrift bringen von dem Rawiener, da ich nun nichts auf dem Leibe weil ich den Rock versetzt hatte, ich gieng also bey den Juden, und bat ihn um 1 Rthlr., allein mein Herr sagte, er wollte mir 3 Rthlr. geben, die 3 Rthl. muste ich aus Noth nehmen, da mir auf 20 Rthlr. zukamen, daß ich meinen Rock von dem Wirth wieder erhielte, die 3 Rthlr. seynd geblieben in Hannover vor Schlafgeld und Auslösung meines Rocks, hiervon hatte ich noch 3 gr., ich habe in meinem Leben noch keinem nichts genommen, der Punkt mit dem alten Juden, dies habe ich aus Noth gethan, von wegen den Zoll, weil ich bin zurückgegangen, kam ich in ein Dorff, bat den Schulzen um ein Stückchen Brodt, weil ich Hunger hate, allein der Schulze wollte mir schlagen, und sagte, wir ha-

den Christen zu geben, aber keinen Juden, ich gieng von Hannover nach Berlin zu, und wollte wieder bey meine Schwester nach Pohlen, das seynd 80 Meilen, im Dessauischen zwischen Oranienbaum und Werlitz traf ich den alten Juden an, das anderemahl, wir gaben uns einander die Hände, ich kannte ihn in der ersten nicht, weil er vor Braunschweig einen schwarzen Rock angehabt hatte, und anjetzo einen weißen, er sagte aber gleich zu mir, daß er mir kennte, weil wir uns gesehen hätten vor Braunschweig, und wollte mit gehen nach Berlin zu, er meinte aber, ich kann nicht gut gehn auf meine Füße, ich sagte, ich hätte meine Füße auch durchgelaufen, und wieß ihm meine Füße, und giengen mit einander nach Coswig zum Schawitz, der alte Mann sagte zu mir, auf den andern Schawitz wollen wir gehen nach Berlin, seyn wir gegangen von Coswig nach Treuenbrietzen, vor Thor gaben uns die Juden einen jeden 1 gr., ich wollte in die Stadt gehen, der Thorschreiber wollte aber 2 gr. haben, wegen diesen Zoll habe ich öfters Noth leiden müssen, der alte Mann verkaufte einen Stock vor 1 Rthlr. 9 gr. bey einem Juden, wir kamen hernach auf ein Torff, den Nahmen weiß ich nicht, der alte Mann gieng im Torffe betteln, und ich gieng in Krug, und wie er bey mir kam in Krug, sagte

er daß in Belitz Markt wäre, ich sagte zu ihm, ich habe es auch gehört, der alte sagte, wir hätten aber heute müssen in Belitz seyn, ich wollte mir gerne ein paar Schuhe kaufen, ich sagte zu ihm, daß wir gehen wollten, allein es war schon 4 Stunden nach Mittage da der Tag noch klein war, er hat zwar seinen Lebenslauf an mir erzehlt, ich habe aber keinen Gedanken gehabt, ihm was übels zu thun, lieber Gott ich nehme dir zum Zeigen, ich bin ihm den alten Mann immer gut gewesen, in Coswig bin ich mit ihm gegangen ein paar Schuhe zu kaufen, der Alte fragte mir, wie ich heusse, ich sagte, ich heusse Nehimmte, ich fragte ihn, wie er heusse, so sagte er, er heusse Leib, und morgen wollte er kaufen ein paar Schuhe, die Nacht gingen die Leude von Belitz vom Margt nach Hause, nun fragte der Alte, ob er noch ein paar Schuhe kriegen könnte, die Leude sagten, daß er noch welche haben könnte, zwey Juden aus Pohlen, und ein Schneider ein Christ, kamen auch von Treuenbrietzen in den Krug, wo wir waren, wie sich der alte Jude des Abends die Hosen auszog, so habe ich gesehen, daß ihm die Leuse raus gefallen seyn, der Schneider sagte, der alte Mann muß Leuse haben, weil er sich immer krazte, und sagte, ja er hat Leuse, ich sagte zu dem Alten, wann er wollte, so wollten wir morgen ein

wenig früh gehn, ein bischen vor Tag, so könnten wir noch ein paar Schuhe kaufen, in der Nacht konnte der alte Mann nicht schlafen, so sagte ich einmahl zu ihm, Vater warum kann er nicht schlafen, er gab mir aber zur Antwort, es wäre ihm zu kalt, er könnte nicht schlafen, ich hätte ihn gerne mit meinem Pelze zudecken wollen, allein er war unrein, er gieng aber des Morgens nicht früh nach Belitz, sondern wie wir Juden gebetet hatten, aßen wir unser Friestück, die zwey Juden giengen nach Belitz, der Schneider gieng auch fort, ich sagte zu dem alten Juden, die zwey Juden können beynahe schon in Belitz seyn, und wir waren noch nicht fort, den Tag vorher lausten wir uns zwischen Treuenbrietzen und das Dorff, wo wir Nachtlager hatten, da gingen die Leude nach Holz, und lachten über uns, daß wir uns auslausten, wenn man sich auslausen will, so muß man außer den Weg, aber nicht in den Weg gehen, wo Leude gehn, dieses sagte ich zu dem Alten, in dem Lausen sagt der alte Mann zu mir, ich weiß nicht wo ich so viel Leuse habe, ich sagte zu ihm, ihr wollt euch doch kein Hemt nicht kaufen, ihr müßt alle Schawaß ein Hembt anthun, ihr wartet, daß sie euch ein Hembt schenken sollen, ihr eßet nichts und trinkt nichts, und der Teufel kann das Geld doch weghohlen, warum

es ist ein Sprüchwort, wir giengen also nach Belitz bis an die Mühle, der Alte ging nein und bettelte, und ich wardet auf ihn, da seyn wir gegangen auf eine Viertelmeile Weges, unterwegens sprachen wir, daß wir auf unsere Oster-Feiertage nach Hamburg gehn wollten, der alte Mann sagte zu mir, wenn wir nach Belitz kommen, wollen wir über Nacht bleiben, dieses war ungefehr Vormittags, um elf Uhr, als hat wir noch Zeit nach Belitz zu gehen, so sagte ich zu dem alten Mann, nun wollen wir auslausen, aber nicht an dem Wege, sondern auf die Seite, wir giengen rechts weg, ungefehr bis vierzig Schritt weg, aber mein Gott weiß es, daß ich keine Gedanken gehabt habe, ihm was übels zu thun, der alte Mann sagte aber zu mir, wir wollen weiter gehn, dieses war ungefehr funfzehn bis zwanzig Schritte von dem Blatze, giengen wir unter einen Baum, es war kein Busch, sondern wie eine Wiese, ich habe auf der rechten Seite des Baums gestanden, um mir zu lausen, der alte Mann stand auf der linken Seite des Baums, und ließ seine Hosen runder von seinen Leib, und lauste, dieses taurte beynah eine Viertelstunde, sterben soll ich, daß mir unter dem Baum die Gedanken eingekommen seyn, wie kann ich in Pohlen neinkommen, da ich nichts habe, dann ich muß allerwegens Zoll,

Nachtzettels und Schlafgeld haben, und geben, hierauf seynd mir Gedanken eingekommen, und habe den alten Mann auf die Erde geworfen, und habe ihm die Hosen zerrissen, und habe gesprochen zu ihm, gieb mir sogleich das Geld, oder ich nehme das Messer, aber meine Gedanken seyn nicht gewesen ihm Schaden zu thun, sondern ihm das Geld nur wegzunehmen, wegen den Zoll, ich weiß aber nicht, ob ich das gethan habe, daß ich zu ihm gesagt soll haben, gieb mir das Geld, oder ich griege das Messer, daß die Hosen zerißen seyn worden, weiß ich nicht, ich habe ihm versprochen, wann ich aus dem Arrest komme, will ich ihm meinen Rock geben, er sagte zu mir, wie ich ihm das Geld nahm, er hätte ein ganzes Jahr herumlaufen müßen, um dieses Geld zusammen zu bringen, und du willst es mir wegnehmen, hierauf seyn mir meine Hände auf einmahl abgefallen von die Hosen, und kam mir in Sinn, ich sollte dem alten Mann das Geld lassen, es kam mir aber von wegen den Zoll wieder ein, als begieng ich diese That, denn es war auch kein rechtes Messer nicht, dann in wie viel Städten haben sie mir nicht um einen Paß gefragt, sondern gleich um Zoll, wie ich dem Juden das Geld nahm, lief ich weg, und rechter Hand lag ein Dorff, wie ich hin wollte, da kamen drey Husaren, welche hörden, daß der Alte

weinte,

weinte, und kamen auf mir zu, und fragten mir, was ist das, ich gab ihnen zur Antwort, der Vater ist mir Geld schuldig, und hat mir nicht wollen bezahlen, denn ich habe immer zu ihm gesagt Vater, weil er alt war, weil wir von Werlitz nach Coswig gingen, musten wir über Wasser, vor das Ueberfahren muste ich 1 gr. vor ihm bezahlen, vielmahls habe ich zu ihm gesagt, er soll mir es geben, allein er sagte immer, er wollte es mir geben, und gab mir es nicht, wir haben Bier zusammen getrunken, allein er hat nichts dazu gegeben, die Gedanken seynd aber doch nicht gewesen, wegen dem Groschen und 6 Pf. ihm das Geld deshalb wegzunehmen, nur über den Zoll, da haben mir die Husaren genommen bey den alten Juden, dieser Alte nahm mir gleich das Geld aus dem Busen, die Husaren haben mir 8 gr. weggenommen, da ich aber sagte, daß es mein Geld wäre, gaben sie es mir wieder, das Geld was ich dem Alten wegnahm, war ungefehr 4 Rthlr. oder 5 Rthlr., ich habe es gar nicht aufgehabt, der Alte sagte zu mir, wenn er Geld überlich behielte vor die Schuhe, so wollte er sich einen Ducaten einwechseln, wie der Alte mir das Geld abnahm, so gaben mir die Husaren auf dreißig Prügel, ich habe sie gefihlt acht Tage, sie liesen mir hernach laufen, es fuhr ein Herr in einen

Wagen vorbey, welcher die Husaren befehligte, mir wieder zu hohlen, nun wurde ich nach Belitz bey den Magistrat geführt, der Bürgemeister hat mir die Briefschaften abgenommen, und die 8 gr. den Boten der Wache gegeben, die Briefschaften bekam ich wieder und schickten uns mit einen Husaren nach Saarmund.

Auf mein Schreiben was ich geschrieben habe, das weiß mein Gott der mir erschaffen hat, daß alles wahr ist, und falls gar nichts, denn ich kann es beschweren in meinem jüdischen Glauben in der Schule, daß es alles wahr ist, so soll mir Gott helfen in meiner Noth.

Saarmund,
den 6ten Junii 1790.

Jüdische Unterschrift.

IX.

Ermordung eines Kindes, aus Schwermuth und religiöser Schwärmerei.

Dorothea Regina Radius war die Tochter eines Schulmeisters auf dem Vorwerke Rambow in Pommern.

Von ihrer ersten Kindheit an bezeigte sie vorzüglich viel Zärtlichkeit gegen ihre Mutter, und als ihr solche durch den Tod entrissen wurde, verfiel sie in einen herznagenden Trübsinn, der aller Wahrscheinlichkeit nach, mit den Hauptgrund zu allen ihren nachmaligen traurigen Geistesverwirrungen legte, deren letzte und schrecklichste die Ermordung ihres eigenen Kindes war.

Der tiefe Gram, der sich ihrer, gleich nach dem Tode ihrer Mutter, bemächtigt hatte, wurde noch durch angeerbte körperliche Schwächlichkeiten vermehrt. Die unglückliche Radius klagte oft

über Beängstigung *), und sie fand nur dann etwas Linderung ihres drückenden Zustandes, wenn sie anhaltende und schwere Arbeiten verrichten mußte.

Als sie herangewachsen war, stand sie, unter der Aufsicht ihrer Mutter, und auch noch nachmals nach deren Tode, einige Zeit lang allein der Wirthschaft ihres Vaters vor; in der Folge ging sie aber als Magd in Dienste bei fremden Leuten, bis sie endlich an den Ackersmann Damaske verheirathet wurde.

Doch diese eheliche Verbindung war leider gar nicht geschickt, ihren Hang zur Schwermuth zu mildern; sie bewirkte, im Gegentheil, nur noch größern Trübsinn bei dem unglücklichen Weibe. Die Vermögensumstände ihres Ehemanns waren äußerst dürftig, und nun gesellte sich noch zu ihrem geheimen Kummer die stete Besorgniß baldiger Brodlosigkeit.

---

*) „Ihr sey," sagte sie nachmals bei ihrer gerichtlichen Vernehmung aus: „von der Zeit an, da sie ihre „Mutter verloren habe, der Kopf immer so „würrig und düslig gewesen, daß sie selbst „nicht gewußt, was ihr gefehlt habe."

Diese unabläßige Furcht, wozu noch außer ihrer körperlichen und Geistesdisposition zur Schwermuth mancher andre kränkende und niederschlagende Umstand hinzukam, raubte der Unglücklichen alle Heiterkeit des Gemüths und sogar die so nothwendige Ruhe der Nacht.

Sie hatte häufig fieberhafte Anfälle, in welchen ihrer kranken Seele die schrecklichsten Bilder von Mord und Blut vorschwebten; und wenn sie des Nachts aus einem unruhigen Schlummer auffuhr, (wie solches sehr oft geschah) so stieg allemal der unselige Gedanke in ihr auf: „Sie müßte eine böse That thun, um sich zu einem frommen und seligen Tode vorbereiten zu können.“

Ihre Gesundheit nahm bei dieser traurigen Stimmung ihrer Seele täglich ab, vergebens kämpfte sie mit sich selbst und diesem schrecklichen Wahn. Bereits zu sehr geschwächt an Körper und Geist, konnte sie diesem heftigen Triebe nicht länger Widerstand leisten, sie sann unabläßig auf eine Gelegenheit, ihn zu befriedigen.

In dieser Absicht faßte sie ums Jahr 1779 den Entschluß, in das Ströhdach des Hauses, in welchem sie selbst mit ihrem Mann und ihren Schwiegereltern wohnte, zur Mittagszeit ein brennendes

Stück Kiehn zu stecken. Das Haus gerieth in Brand, und wurde mit all' ihrer eigenen und ihrer Schwiegereltern Habe ein Raub der wüthenden Flamme.

Während des Brandes saß die wahnsinnige Feueranstifterin auf einem gerettetem Brette in ihrem Garten, rang die Hände und weinte laut und heftig.

Eine andre Bauerfrau trat zu ihr hin, und da sie in der Meinung war, daß sie über den Verlust ihres Vermögens so heftig wehklagte und weinte, so suchte sie sie durch Trostgründe der Religion und durch die Vorstellung zu beruhigen, daß dieser heftige Schmerz ihrer ohnehin schon sehr zerrütteten Gesundheit noch mehr schaden würde; die Unglückliche aber erwiederte unter heftigem Schluchzen: „Ach nein! Wenn ich nur Ruhe habe! — Mir „brennt es so sehr auf dem Herzen!"

Und als diese Frau sie nachmals befragte: auf welche Art dies Feuer wohl ausgekommen seyn mögte? gestand sie ihr sogleich ohne allen Rückhalt, daß sie das Feuer angelegt habe, und daß sie sich der That durchaus nicht hätte erwehren können. „Ich wollte mir," fuhr sie fort: „erst selbst ein

„Leid anthun, denn wäre ich jetzt aber schon in „der Hölle, und nun kann ich mich doch noch „bekehren.“

Nachdem sie dies gesagt und darauf eine Weile geschwiegen hatte, blickte sie ihre Nachbarin abermals wehmüthig an und fragte dann: „Kann „mir diese Sünde wohl noch vergeben werden?“

Bestürzt sah die Bäuerin vor sich hin, und wußte nichts zu antworten. Die arme Wahnsinnige merkte ihre Verlegenheit, „sie kann es,“ setzte sie sogleich hinzu: „hört sie, sie kann es „immer nachsagen, daß ich das Feuer ange„legt habe!“

Dies Geständniß kam dann auch sehr bald der Gutsherrschaft zu Ohren; aber, da man diese Aeußerung der Damaske bloß für eine Frucht ihres Wahnsinnes und sie einer solchen That nicht fähig hielt, so wurden darüber auch weiter keine nähern Untersuchungen angestellt, und die That blieb ungeahndet. Man rieth bloß ihrem Ehemann, sich von ihr scheiden zu lassen; aber, aus Liebe zu seiner Frau, konnte er sich nicht entschließen, sie zu verstoßen, ob sie ihm gleich, durch ihre an Wahnsinn gränzende Schwermuth oft sehr trübe Stun-

den machte, und es ihm selbst, da er sie am genauesten kannte, äußerst wahrscheinlich vorkam, daß sie die Anstifterin des unglücklichen Brandes gewesen seyn könnte, der ihm sein ganzes Vermögen in Asche verwandelt hatte.

Da der Unglücklichen auf diese Weise ihre Absicht, sich durch eine todverwirkende That den Himmel zu verdienen, fehlgeschlagen war, so nahm auch ihre Melancholie mit jedem Tage zu, und folterte sie unaufhörlich mit den qualvollsten Gedanken.

Ihr Mann sahe sich, wegen des Brandes, genöthigt, seinen Wohnort zu verlassen, und er zog mit seiner schwermüthigen Frau zu einer von ihr geliebten Schwester.

Die Veränderung ihres Aufenthalts und der freundschaftliche Umgang mit dieser Schwester schienen itzt ihre Seele in etwas wieder aufzuheitern, und sie vermogte es sogar jetzt über sich, ihrem Mann, den sie sehr liebte, die zurückkehrenden Aufwallungen ihres Trübsinns zu verbergen, um ihn nicht zu kränken, und sich oft muntrer zu stellen, als sie es in der That war.

Aber bald wurden die Anfälle ihrer Krankheit zu mächtig und ihre Kräfte zu schwach.

Ein ganzes Jahr kämpfte sie so mit sich selbst, hoffte und flehte oft im Gesang und Gebet Besse-

rung ihres Seelenzustandes von Gott, bis endlich im Sommer des Jahrs 1782 ihre Schwermuth den höchsten Grad erreichte.

Am 28sten Juni dieses Jahres wurde sie wiederum von einer gewaltigen Angst und abwechselnd von Hitze und Frost befallen.

Sie warf sich aufs Bett und lag so die Nacht hindurch, ohne ein Auge zuzuthun.

Auf einmal trat der Gedanke, sich selbst oder ihr anderthalbjähriges Kind zu ermorden, mit der größten Lebhaftigkeit vor ihre Seele.

Einen ganzen Tag und eine ganze Nacht kämpfte sie mit sich selbst, ob sie die That vollbringen sollte oder nicht, am andern Morgen war sie fest entschloßen, ihr Kind zu tödten.

Sie blieb diesen Morgen ungewöhnlich lange im Bette. Ihr Mann hatte sich den Tag vorher mit ihrem Schwager besprochen, eine Wiese zu mähen.

Sie wünschte itzt allein zu seyn; sie erinnerte daher ihren Mann an seinen Vorsatz, und er ging darauf mit seinem Bruder fort.

Jetzt war nur noch die Dienstmagd bei ihr, und gab dem Kinde zu eßen. Still und mit wehmüthigem Blick sah die Mutter dies eine Weile mit zu, endlich begehrte sie ihr Kind und trug

der Dienstmagd ein unbedeutendes Geschäft in dem Garten auf.

Nun war sie allein und hielt das Kind in ihrem Arme. Wahnsinn und Mordlust kämpften mit Mutterliebe und Zärtlichkeit in ihrer zerrütteten Seele. Mit wankenden Schritten irrte sie in der Stube hin und her und suchte hier und dort und überall nach einem Werkzeuge des Todes.

Sie griff nach einem Messer, aber beim Anblick des ahndungslosen Schlachtopfers entsank es ihrer ohnmächtigen Hand. Sie irrte aus der Stube in eine daran stoßende Kammer, und wieder in die Stube zurück.

Nun fiel es ihr auf einmal ein, dem Kinde das Halstuch abzulösen und es damit zu erwürgen. Zitternd hielt sie's in ihren Händen, aber es schien ihr zu stark; sie blickte auf ihr Kind, und warf es von sich.

Endlich fiel ihr Blick auf einen zugebundenen Sack, der in der Stube lag. Schnell trennte sie mit einem Messer den Bindfaden los, ging mit dem Kinde in die Kammer zurück, legte es sanft mit dem Gesicht auf die Erde, wandte ihm einigemal das Band um den Hals und schürzt den tödtenden Knoten.

Die Wahnsinnige hatte die That, sitzend auf einer Biertonne, vollbracht. Als das Kind todt war, blieb sie noch eine Weile, mit starren auf das Kind gehefteten Blicken, sitzen. Auf einmal glaubte sie, noch Spuren der Bewegung an dem Kinde zu bemerken, und, aus Mitleid mit seiner Qual, zog sie geschwinde das Band noch fester zu.

Als das Kind völlig todt war, lößte sie das Band ab, legte das arme Schlachtopfer ihrer Verwirrung gelaßen und ruhig auf die Erde, kniete neben ihm hin, und betete ein stilles Vater Unser.

Kaum hatte sie ihr Gebet geendigt, als plötzlich der Nebel vor ihren Augen verschwand. Mit Schaudern und Entsetzen sah und fühlte sie, was sie so eben gethan hatte, und brach in das heftigste Jammergeschrei aus.

Die Dienstmagd kam in die Stube. Mit den Zeichen der tiefsten Reue und Verzweiflung erzählte sie dieser und gleich nachher einer hinzukommenden Nachbarin die That mit den kleinsten Umständen, und setzte hinzu: daß ihr Drang dazu unüberwindlich gewesen wäre.

Eben dies Bekenntniß wiederholte sie auch bei den gerichtlichen Verhören freimüthig und bei vollem

Verstande; sie erkannte vollkommen das Strafbare ihrer That, und wünschte nichts als den Tod, den sie als ihren Retter und Führer zur Glückseligkeit ansah.

Da man bei der gerichtlichen Untersuchung entdeckte, daß die unglückliche Damaske schon zuvor ähnliche Anfälle von Wahnsinn gehabt habe, denn einmal war sie Willens gewesen, sich die linke Hand mit einem Beil abzuhacken, ein andermal sich in einen Brunnen zu stürzen, und sich dort zu ersäufen; so wurde nur auf eine lebenswierige sichere Verwahrung der wahnsinnigen Kindermörderin angetragen, und solche auch nachmals vom König genehmigt.

X.

Mord, verübt von einem siebenzigjährigen blinden Prediger an seiner eigenen Ehefrau.

Kaulwell wurde im Jahr 1694 zu Oehlitz geboren, woselbst sein Vater Prediger war. Seine Eltern bestimmten ihn den Wissenschaften und er widmete sich der Gottesgelahrtheit. Bald nach Vollendung seiner akademischen Laufbahn erhielt er einen Ruf als Prediger nach Unterneße, in der Weißenfelsischen Inspektion.

Er nahm diese Stelle an, heirathete darauf die Tochter eines Superintendenten zu Weißenfels, mit der er vier Jahr in einer friedlichen und glücklichen Ehe lebte, und die ihm zwei Kinder hinterließ.

Nach dem Tode seiner ersten Gattin verheirathete er sich 1732 zum zweitenmal mit einer Predi-

gertochter zu Wöbau, mit welcher er ebenfalls einige Kinder erzeugte.

Im Jahr 1737 wurde er als Prediger nach Rudersdorf berufen. Er zog also von seinem bisherigen Wohnort fort, und ließ sich dort mit seiner Familie nieder.

Nach dem Zeugniß aller seiner Bekannten, lebte Kaulwell auch mit dieser zweiten Gattin glücklich und zufrieden, so wie er denn überhaupt ein friedliebender und verträglicher Mann gewesen seyn soll.

Bei herannahendem Alter verspürte er aber mit einemmal eine überaus schnelle Abnahme seiner Kräfte; sein natürliches Feuer verlosch plötzlich, und er nahm nun, unglücklicher Weise, seine Zuflucht zu einem der gefährlichsten und schädlichsten Mittel, zu starkem Getränke; allein, da es ihm, bei seinen nur geringen Einkünften, an Mitteln gebrach, sich theure Weine zu kaufen, so bediente er sich des Brandweins *). Mit jedem Tage nahm nun diese

---

*) Der Genuß des Brandweins war seiner Natur so sehr zum Bedürfniß geworden, daß der Arzt, der ihn hernachmals in seinem Gefängniß besuchte, darauf ausdrücklich antrug, ihn täglich damit zu unterhalten, damit er nicht, wenn er solchen ganz entbehren müßte, noch vor beendigter Untersuchung sterben mögte.

verderbliche Neigung bei ihm zu, er betrank sich, verwandte mehr auf die Befriedigung dieser schädlichen Leidenschaft, als auf seine Kinder und sein Hauswesen. Seine Gattin machte ihm darüber Vorwürfe, er erwiederte sie mit Unwillen, und diese Zwistigkeiten störten nun auf einmal den Frieden einer einst glücklichen Familie.

Durch den Genuß des vielen starken Getränks zerrüttete Kaulwell gänzlich seine Gesundheit und schwächte seine Seelenkräfte. Es überfiel ihm zu verschiednenmalen auf der Kanzel ein Schwindel, der so heftig war, daß er sich kaum halten konnte, auch wurde er in einem Zeitraum von sieben Jahren, sechs bis sieben Mal vom Schlage gerührt.

Aber alle diese unglücklichen Zufälle, die wahrscheinlicherweise mit eine Folge seiner bösen Neigung zum Trunk waren, konnten den schwachen Greis nicht mehr von seiner Verirrung zurückbringen. Stündlich nahm diese unselige Leidenschaft zu; um sie zu befriedigen, häufte er Schulden auf Schulden, und als man ihm nicht mehr borgen wollte, vergriff er sich sogar einigemal an dem Klingelbeutel.

Im Jahr 1763 hatten endlich seine Geisteskräfte so abgenommen, daß er nicht mehr im

Stande war, seinem Amt als Prediger vorstehn zu können. Es wurde ihm also ein Substitut gesetzt, wodurch er einen beträchtlichen Theil seiner ohnehin nur sehr geringen Einkünfte einbüßte; und kurze Zeit nach diesem Vorfall, hatte er auch noch das Unglück, blind zu werden.

Diese Umstände gaben nun neue Gelegenheit zu Zwistigkeiten mit seiner Gattin; täglich machte sie ihm Vorwürfe über seine Neigung zum Trunk, und quälte ihn mit der Besorgniß: daß sie noch am Ende mit ihren Kindern würde darben und hungern müßen.

Ihm selbst überfiel nun in dem darauf folgenden Jahre die nemliche Furcht, und zwar (wie er sagte) aus Mißtrauen gegen Gott und deßen Vorsorge, hauptsächlich weil er noch viele Schulden hatte, die er, bei seinem geringen Einkommen zu tilgen, keinen Ausweg sah, und weil kaum noch bis Weihnachten Korn zum Brod für ihn und sein Hauswesen vorräthig war.

Die üble Laune seiner Gattin nahm itzt fast stündlich zu, sie verfolgte ihn unaufhörlich mit dem kränkenden Vorwurfe: daß sie nach seinem Tode um ihren Unterhalt kommen würde; und setzte dann wohl noch mit vieler Heftigkeit hinzu:

„aber,

„aber, wenn du todt bist, will ich auf „dein Grab treten und ausrufen: hier liegt „der verfluchte Rabenvater, der weder für „sein Weib noch seine Kinder gesorgt hat! „und am jüngsten Tage will ich sagen: hier „ist der verfluchte Rabenvater! richte ihn, „Gott! auf das strengste, denn er hat die „Hölle an mir verdient! Es ist ein unverständiger alter Rabenvater, und werth, daß „man Leute kommen ließe, die ihn mit Stecknadeln zerkratzten!“

Diese und andre ähnliche Reden beängstigten den blinden siebenzigjährigen und fast kindischen Greis dergestalt, daß er den Entschluß faßte, sein Weib ums Leben zu bringen, um sie dadurch von ihrer Besorgniß zu befreien, sich aber zugleich, da er schon so alt und überdem blind und seines kummervollen Lebens überdrüßig war, den Händen der Gerechtigkeit zu überliefern.

Vierzehn Tage trug er diesen mörderischen Gedanken in seiner Seele mit sich herum, ehe er ihn zur Wirklichkeit brachte. Er kämpfte lange mit sich selbst, aber die letzten vier Tage vor der schrecklichen That wurde dieser Gedanke so lebhaft in ihm, daß er ihm nicht länger widerstehn konnte.

Am 15ten Oktober 1764 hatte Kaulwells Gattin einen Besuch bei einer verheiratheten Tochter gemacht, und als sie am Abend zu Hause kam, ging sie sogleich in ihr Zimmer und legte sich zu Bette. Kaulwell war ganz freundlich gegen seine Gattin, wünschte ihr noch eine gute Nacht und, nach der Aussage aller Hausgenoßen, war diesen Abend kein Streit zwischen den beiden Eheleuten vorgefallen.

Gegen Mitternacht nahm der blinde Greis ein Beil, schlich sich damit leise in die Stube seiner Frau, und horchte, ob sie noch wach sey. Als er sie nun schlafend fand, so fühlte er erst mit seiner Hand nach ihrem Kopf, und gab ihr dann mit dem Beil einen heftigen Schlag nach dem Orte, wo er vorher hingefühlt hatte. — Auf diesen ersten Schlag richtete sich die getroffene Frau im Bett in die Höhe und fing an zu reden, er aber fuhr fort, mit dem Beil ohne Unterlaß auf sie zuzuhauen. Sie wehrte sich nun mit den Füßen, worauf er sein Federmesser aus der Tasche zog, es aus der Scheide nahm, und ihr mit selbigem in die Kehle stach, nachdem er solche vorher ebenfalls durchs Gefühl aufgesucht hatte. Itzt kroch die Verwundete unter die Bettdecke, warf mit den Füßen die am Bette

stehenden Stühle um, hatte aber doch noch so viel Kraft, aus dem Bette zu springen und mit dem kläglichsten Geschrei die Magd zu rufen.

Auf dies Geschrei sprang die in der Nebenkammer schlafende Magd sogleich aus dem Bette, um ihrer Herrschaft zn Hülfe zu eilen. Sie fand aber die Thür verschloßen; worauf sie der Verwundeten zurief: die Thüre aufzumachen.

Die Kaulwell raffte itzt noch alle ihre Kräfte zusammen, öffnete die Thüre und trat vor das Bett der Magd. Diese fühlte gleich an den Händen ihrer Frau Blut; sie sprang also auf und lief zu dem Substituten, um Licht zu holen. Letzterer kam sogleich mit der Magd zurück, und fand die unglückliche Frau dergestalt gemißhandelt und verwundet, daß sie ohne Rettung verloren war, auch gab sie wirklich funfzehn Stunden darauf ihren Geist auf.

Mittlerweile war der Mörder durch die Kammerthüre aus der Pfarrwohnung durch den Garten zu seinem Schwiegersohn gegangen. Hier klopfte er sehr heftig an die Thüre, und als ihm dieser aufmachte und fragte: was er noch nach Mitternacht bei ihm wolle? sagte er ganz gelaßen: „Nun habe ich meiner Frau den „Kopf eingeschlagen!“

Merkwürdig ist es, daß die Ermordete diese Nacht das drittehalbjährige Kind ihres Schwiegersohns bei sich im Bette hatte, daß Kaulwell dies wußte, und demohnerachtet die schreckliche That vollführte, ob er gleich selbst gestand, daß er dies Kind in der Blindheit sehr leicht hätte erschlagen können, wenn es nicht, bei dem ersten Schlage nach dem Kopfe seiner Frau, sogleich der Wand zu unters Deckbett gekrochen wäre.

Kaulwell wurde darauf gefänglich eingezogen und über die That vernommen.

Er läugnete sie keineswegs, sondern erzählte sie mit allen vorhin angeführten Umständen, und fügte nur noch hinzu: „es sey diese That nicht aus Bosheit von ihm geschehen, indem er jederzeit und mit jedermann sehr friedlich gelebt habe. Er glaube auch daher, daß vom Satan, durch die Verleitung zu dieser That, alle der Ruhm, den er sonst gehabt, zu Schanden gemacht worden sey *).

---

*) Wenn selbst Lehrer der Religion dergleichen alle Moralität aufhebende Vorurtheile hegen, was kann man von dem gemeinen Mann erwarten, der von solchen Geistlichen seinen Unterricht und seine Belehrung erhält?

Ferner führte er an: „Es sey ihm hiernächst den ganzen Tag vorher immer gewesen, als wenn alle Teufel um ihn wären, und hätte ihm ordentlich der Kopf gebraust.“

Auf die Frage: warum er nach der That die Pfarrwohnung verlaßen, und ob er etwa entweichen wollen? erwiederte er: „Er sey darum weggegangen, damit er keinem hinderlich seyn möge und aus Furcht für den Substituten, wenn solcher, auf das erhobene Geschrei seiner Frau herbeikommen und seine That sehn würde; denn der Substitut wäre ein hitziger Mann, der ihn hätte hart anfahren oder sich wohl gar an ihm vergreifen können.“

Das erste, womit man nun wider den Mörder verfuhr, war die Degradation. Er wurde nemlich in seinem priesterlichen Ornate durch zwei Wächter, weil er wegen seiner Blindheit nicht allein gehen konnte, aus dem Arrest auf die Superintendenturwohnung gebracht. Hier sagte ihm nun der Superintendent, im Beiseyn der Gerichte (eines Amtmanns und Aktuarius) und andrer Zuschauer, daß er sich durch sein Verbrechen aller Ehre des geistlichen Standes gänzlich unwürdig gemacht, auch die härtesten Leibes- und Lebensstrafen verwirkt habe, und

daß er nunmehr der geistlichen Würde gänzlich beraubt seyn solle. Hierauf wurde ihm durch den Nachtwächter der Priesterrock und das Oberkleid ausgezogen, auch der Kragen abgenommen und alles neben ihm hingeworfen. Als dies geschehen war, wurde er für einen Layen erklärt und der weltlichen Obrigkeit zur weitern Bestrafung übergeben. Der Amtmann hielt hierauf eine kurze Rede, worin er versicherte, daß er nach seinem Gewißen und wie es die Rechte erfordern würden, wider den Degradirten verfahren wolle. Er befahl darauf dem Gerichtsdiener, den entkleideten Kaulwell wieder ins Gefängniß zurückzuführen und zu schließen.

Itzt wurde ihm der Prozeß gemacht, und er verurtheilt: „daß er, sammt einem Hunde und Hahne, imgleichen einer Schlange und Katze, anstatt eines Affen, in einen Sack gesteckt, ins Wasser geworfen und ertränkt werden sollte.“

Der unglückliche Kaulwell suchte durch seinen Defensor diese schreckliche Strafe abzuwenden, aber ein von einer andern Fakultät erfolgtes Urtheil sprach wieder auf die Säckung, und die Landesregierung bestätigte diesen Ausspruch mit der Abänderung: dem Verbrecher, weil in der Gegend, wo er die That verübt, kein Wasser vorhanden

sey, mit dem Rade vom Leben zum Tode zu richten.

Kaulwell appellirte wider diese Sentenz, aber auch hier erfolgte der Bescheid: daß die ihm zuerkannte Todesstrafe gebühreud an ihm zu vollstrecken sey.

Jtzt, da alles vergebens war, diesen schrecklichen Urtheilsspruch zu mildern, warfen sich die Söhne des unglücklichen Mörders zu den Füßen des Fürsten und flehten um Gnade für ihren Vater; und dieser verwandelte die Strafe des Rades und die damit verbundene Flechtung auf daßelbe in die Strafe des Schwerdts, worauf auch Kaulwell den 20sten Juni 1766 enthauptet wurde.

XI.

Mord aus Lebensüberdruß, nach neuntägigem Hunger.

Anton Leikowsky wurde im Jahr 1762 in Stolzenberg bei Danzig geboren, woselbst sein Vater ein Arbeitsmann war. In seiner frühern Jugend wurde er fleißig zur Schule angehalten, und in der katholischen Religion, zu der sich seine Eltern bekannten, gehörig unterrichtet. Nach dem Tode seines Vaters verehelichte sich seine Mutter zum zweitenmal und sein Stiefvater ließ ihn darauf die Zeugmacherprofeßion erlernen.

Schon in seinem achtzehnten Jahre verheirathete sich Leikowsky und arbeitete bei verschiedenen Meistern als Geselle, wodurch er sich sein Auskommen bis zum Jahr 1785 nothdürftig erwarb; um diese Zeit beging er aber leichtsinnigerweise den Fehler, den Zeugmachermeister Chinowsky,

von dem er Vorschuß auf seine Arbeit erhalten hatte, heimlich zu verlaßen. Hierdurch wurden alle übrige Meister in der dortigen Gegend gegen ihn so mißtrauisch, daß er, seiner vielfältigen Bemühungen und Bitten ungeachtet, von ihnen weiter keine Arbeit bekommen konnte.

Lange suchte er nun auf irgend eine oder die andre Art unterzukommen, aber vergebens, endlich zwangen ihn Noth und Hunger sich bei einem Maurer als Handlanger zu verdingen. Doch auch dieser sehr geringe Verdienst hörte sehr bald auf und beim herannahenden Winter des Jahrs 1786 blieb dem hülfsbedürftigen Leikowsky nichts übrig, als Wolle zu spinnen, wodurch er sich, wie man leicht denken kann, äußerst kümmerlich ernähren mußte. Auch konnte er dabei, ungeachtet aller Sparsamkeit, nicht so viel zurücklegen, daß er im Stande gewesen wäre, in dem darauf folgenden Frühling seine äußerst geringe Hausmiethe zu bezahlen; worauf er von seinem hartherzigen Wirthe gezwungen wurde, seine Wohnung zu räumen, ohne daß er wußte, wo er für sich und seine Frau Dach und Fach finden sollte.

Von dieser Zeit an trennte sich seine Ehefrau von ihm, und er erfuhr nach der Zeit nichts weiter von ihrem Aufenthalt.

Die grausame Noth, die den verlaßnen Leikowsky itzt drückte, brachte ihn zu einem Entschluß, der ihm gewiß die größte Ueberwindung kosten mußte; er nahm bei dem Abdecker zu Stolzenberg Dienste.

Hier hielt er sich etwa acht Tage auf, aber der Wunsch, von diesem Dienst loszukommen, und sein trauriges Schicksal in etwas zu verbeßern, verleitete ihn zu einem Diebstahl. Er entwendete dem Eheweibe des Abdeckers einige Kleidungsstücke, ging damit nach Danzig, und verkaufte sie dort.

Der dasige Schließerknecht entdeckte Leikowskys Diebstahl; der Unglückliche wurde in Verhaft genommen, und nach der Abdeckerei zurückgebracht. Hier band man ihn, ohne weitere Untersuchung, sogleich an einen Baum, stellte ihn öffentlich zur Schau, und gab ihn dem Schimpf der neugierigen Zuschauer Preis.

Was blieb dem beschimpften und gemißhandelten Leikowsky nach dieser entehrenden Bestrafung noch übrig, als so weit zu flüchten, als möglich, um das Andenken seiner Schande zu tilgen. Auch noch an dem nemlichen Tage, wo er an dem Baum gebunden worden, fand er Gelegenheit, sich zu entfernen.

Nun ging er geradesweges nach Graudenz und arbeitete dort (seiner Angabe nach) zwölf bis funfzehn Wochen um Tagelohn beim dortigen Festungsbau.

Im Herbst 1786, da sein Verdienst in Graudenz aufhörte, kehrte er wieder zu seiner Mutter nach Stolzenberg zurück. Hier blieb er etwa vier Wochen bei ihr, worauf er aber (nach seines Bruders Aussage) seiner Mutter ein Pfund Wolle entwendete und heimlich davon ging.

Jetzt nahm Leikowsky seinen Weg nach Elbing, in der Absicht, dort einen Verwandten zu besuchen. Auf der Landstraße aber wurde er von drei unbekannten Leuten angefallen, welche ihm seines einzigen Rocks und seiner Stiefeln beraubten.

Von aller Kleidung entblößt, wußte der Hülflose nicht, wohin er sich wenden sollte. Alle seine Bemühungen, auf dem Lande irgendwo Dienste zu erhalten, waren vergebens; überall wieß man ihn verächtlich und lieblos zurück.

Während dieser Zeit hatte seine Mutter ihren Wohnort verändert und sich zu seinem ältern Bruder begeben, woselbst sie sehr krank darnieder lag.

Leikowsky, den alle Versuche, sich nur kümmerlich des Hungers zu erwehren, nicht glücken wollten, beschloß endlich, wieder nach seiner Heimath

zurückzukehren und seine letzte Zuflucht bei seinem Bruder zu suchen. Dieser wollte aber von ihm nichts wissen, und weigerte sich sogar auf eine sehr hartherzige Art, ihm in seiner verzweiflungsvollen Lage ein Obdach zu geben.

Wohin sollte sich nun der Elende wenden? selbst sein leiblicher Bruder versagte ihm grausam die kleinste Unterstützung. — Er verzweifelte an der Menschheit, er wagte es nicht, einen Fremden um Hülfe anzusprechen, da sein eigner Bruder ihn gefühllos verstoßen konnte.

Der Winter war inzwischen herangekommen, und Leikowsky hatte keinen Rock, sich nur im geringsten gegen die damals in der dortigen Gegend schon eingefallenen Kälte zu schützen.

Verzweiflungsvoll ging er an einem Nachmittage durch den Garten seines Bruders in die daran stoßenden Hofgebäude des Pächters Schulz, um sich dort auf dem Schoppen über dem Kuhstall zu verbergen.

In diesem Schoppen blieb er neun Tage im Stroh versteckt und nur zuweilen ging er des Abends auf den Hof, um aus dem daselbst befindlichen Wasserbehältniße seinen Durst zu löschen.

Nach seiner Versicherung hat er diese neun Tage über nicht das geringste gegeßen.

Anfänglich faßte er hier (nach seinem eigenen Geständniß) den Vorsatz, seinen Bruder zu ermorden, weil er sich seiner gar nicht hätte annehmen wollen, vorzüglich aber, weil er ihm, was ihm am tiefsten gekränkt, sogar den Zutritt zu seiner kranken Mutter versagt habe.

Inzwischen mußte er von diesem Morde (wie er selbst sagte) um deswillen abstehen, weil seine durch die Kälte ganz erfrornen Füße ihm nicht erlaubten, seinen Aufenthalt auf dem Schoppen zu verlaßen.

Als er so sechs Tage, ohne alle weitere Nahrung, als etwas Wasser, verlebt hatte, gerieth er aus Verzweiflung auf den Gedanken, den Viehjungen, der oft in dem unter dem Schoppen befindlichen Stall kam, um das Vieh zu füttern, todt zu schlagen, um seinem elenden Leben auf einmal ein Ende zu machen.

Lange war er unschlüßig, ob er die grausame That ausüben sollte oder nicht, aber die Vorstellung, daß er bei der immer anhaltenden Kälte und den heftigen Schmerzen an seinen erfrornen Füßen nicht im Stande sey, sein Unterkommen in der Ferne zu suchen, daß er aber in Stolzenberg, wegen der Ausstellung bei dem Abdecker, auf kein Mitleid und also auch auf keine Allmosen rechnen könne, und der nagende Hunger, den er mit nichts zu

stillen vermogte, bestimmten ihn zur Ausführung dieses Mordes *).

Zu diesem Ende beschloß er also, den Knaben den folgenden Tag, wenn er in den Stall kommen würde, zu erschlagen. Er nahm auch dieserhalb einen Zaunpfahl aus dem Kuhstall mit sich auf den Schoppen.

Nachdem er noch zwei Tage mit sich selbst gestritten, stieg endlich, bei dem zunehmenden Hunger und Schmerz an seinen Füßen, die Verzweiflung aufs höchste. Als darauf am 1sten Dezember 1787 der Knabe des Nachmittags das Vieh im Stall fütterte, stieg Leikowsky von seinem Schlupf-

*) Wie sehr der Unglückliche mit sich selbst gekämpft, bezeugt folgende Aussage:

„Es war mir, als ich einige Tage auf dem „Boden gelegen hatte, immer so, als wenn ich „es thun müßte. Ich erwehrte mich einigemal „mit großer Mühe der Ausführung meines Vorsatzes, wenn der Bursche in den Stall kam, „welches doch mehr als einmal des Tages geschah. Wenn der Bursche aus dem Stall war, „ward der Gedanke, ihn zu tödten, wieder rege; „ich weiß nicht, der Satan ließ mir keine Ruhe, „bis ich die That ausgeführt hatte.“

winkel herunter, ging in den Kuhstall, und gab dem armen Burschen, welcher mit dem Rücken gegen die Thüre stand und eben im Begriff war, den Kühen Futter einzuschütten, von hinten zu mit dem Pfahl einen heftigen Schlag auf den Kopf. Der Knabe erhob sogleich ein ängstliches Geschrei und lief aus dem Stall, sank aber gleich darauf, von dem erhaltenen Schlage verwundet und betäubt zur Erde. Der verzweiflungsvolle Leikowsky verfolgte ihn sogleich, und gab ihm, als er schon auf der Erde lag, noch vier Schläge auf den Kopf, wodurch er den Knaben vollends tödtete.

Als darauf einige Dienstknechte hinzusprangen, warf der Mörder den Pfahl von sich und war gleich bereit, sich in Arrest bringen zu lassen, auch sah er die Strafbarkeit seines Verbrechens sehr deutlich ein *).

---

*) Bei der Untersuchung drückt er sich darüber auf folgende Art aus:

„Ob ich gleich in den vorigen Zeiten wohl „daran gedacht habe, und mir auch nach dem „empfangenen Unterricht in der Relipion wohl „bekannt war, daß der Todschlag von Gott sehr „verboten ist, so fiel mir doch solches nicht eher

So groß indeß zuvor sein Lebensüberdruß gewesen war, so fand sich doch, nach seiner Verhaftnehmung, und nachdem er mit Speise erquickt worden, die Liebe zum Leben wieder bei ihm ein, und er versuchte es sogar, sich aus dem Gefängniß zu brechen; sein Vorhaben wurde aber bald entdeckt und verhindert. Zu seiner Entschuldigung sagte er: „Die Angst über die Schmerzen an „meinen Füßen brachten mich auf den Ge„danken, und wenn der Satan sein Spiel „haben will, so kann man ihm nicht wi„derstehn.“

Die Kriminaldeputation des Königl. Preuß. Kammergerichts erkannte zwar dahin: daß der Anton Leikowsky mit dem Schwerdte vom Leben zum Tode zu bringen und sein Körper zu verscharren sey, trug aber doch zugleich darauf an, ihn aus Gnaden mit der Todesstrafe zu verschonen, weil es wenigstens zweifelhaft sey, ob ihm, in Rücksicht seiner

---

„ein, als wie ich die That vollbracht hatte. Da „gingen mir erst die Augen auf, und ich sehe jetzt „wohl ein, daß ich Gott dadurch sehr beleidigt „habe.“

seiner Armuth, seiner körperlichen Gebrechen und des neuntägigen Hungers, welcher, nach Hallers Physiologie *) einen dem hitzigen Fieber ähnlichen Zustand hervorbringt, und bei der Wahrscheinlichkeit, daß es ihm wirklich an den erlaubten Ernährungsmitteln gemangelt habe, der Todschlag als eine ganz freie Handlung zuzurechnen seyn dürfte, und der König verwandelte die Todesstrafe in lebenswierige Festungsarbeit, mit Vorbehalt der Ehre.

---

*) Hallers Anfangsgründe der Physiologie. Berlin 1744. Band 6. Buch 19. S. 238. u. f.

XII.

Diebstahl aus kindlicher Liebe.

Der Schulze zu *** in der Mittelmark, ein wohlhabender Mann, brachte seinen siebenzehnjährigen Sohn nach Berlin in die Lehre bei einem Sattler.

Unglücklicherweise schnitt sich hier der junge Mensch bei der Arbeit mit einem Messer in einen Finger, und diese Wunde wurde nach einiger Zeit so schlimm, daß er Gefahr lief, den Finger zu verliehren.

Die Besorgniß, daß er in diesem Fall unfähig seyn würde, die Profeßion weiter fortzulernen, noch mehr aber der Gedanke, daß alsdann die von seinem Vater für ihn gezahlten zwanzig Thaler Lehrgeld und das mitgebrachte Bette, nach Handwerksgebrauch, verlohren wären, machten ihn sehr niedergeschlagen und betrübt, und da er überdem noch er-

fuhr, daß sein Vater in diesem Jahr gerade durch einen späten Frost an seinen Einkünften einen beträchtlichen Schaden erlitten; so sann er Tag und Nacht auf ein Mittel, seinen Eltern, die er sehr liebte, den Verlust, den er ihnen durch seine unglückliche Wunde am Finger verursachen würde, wieder zu ersetzen.

Weil er von Natur ein sehr guter, stiller und ordentlicher Mensch war, so hatte er sich bei seinem Lehrherrn sehr beliebt gemacht, und dieser setzte nicht das geringste Mißtrauen in seine Ehrlichkeit. Der junge Mensch hatte also oft Gelegenheit, zu bemerken, daß sein Herr sein Geld in einem in der Werkstätte befindlichen Schrank aufzubewahren pflegte.

Eines Sonntags, als der Sattler mit seiner Familie spatzieren gefahren war und der junge Lehrling sich allein in der Werkstätte befand, fiel es ihm auf einmal ein, daß sein Lehrherr vor einigen Tagen Geld in den Schrank gelegt, und daß er nun seinen seit einigen Tagen schon bei sich gefaßten Vorsatz, ihm so viel davon zu entwenden, als sein Vater Lehrgeld für ihn bezahlt habe, am sichersten und leichtesten ausführen könne. Er hatte zwar einige Gewissensunruhe über den Gedanken an diesen Diebstahl, aber er beruhigte sich bald dadurch, daß er es für minder strafbar hielt, diese Untreue zu begehn, wenn

er seinem Meister nur so viel entwendete, als er itzt ohne Erfüllung der Bedingung, als Lehrgeld von ihm behalten würde, weil ihm doch sein schadhafter Finger zur völligen Erlernung der Sattlerprofeßion untüchtig mache.

Nun untersuchte er den Schrank, in welchem das Geld befindlich war, und fand solchen sehr wohl verwahrt und verschloßen.

Ihm fiel aber ein, daß der Geselle ihm einst erzählt habe, wie sich Diebe, durch Bohrung verschiedener Löcher die Erbrechung von Schränken und Kasten sehr erleichtert hätten; er benutzte also diese Nachricht, und nahm auf diese Weise gegen achtzig Reichsthaler in Golde, in der Meinung, (weil er den Werth des Goldes nicht kannte,) daß es ungefähr den Betrag des Lehrgeldes und des Bettes ausmachen mögte, und ließ das übrige liegen.

Am Abend kam der Sattler mit seiner Familie wieder nach Hause, aber keiner bemerkte den Diebstahl.

Bis itzt hatte der junge Mensch noch an keine Beschönigung oder Entschuldigung der That gedacht, nur in der Nacht, wo er aus Unruhe nicht schlafen konnte, fiel es ihm ein, die Sache so ein-

zuleiten, als ob von außen Diebe ins Haus gekommen wären.

Zu diesem Ende schlich er sich aus seinem Bette in die Werkstätte, nahm einen Sattel, versteckte ihn unter einen Wagen unter dem Schoppen, öffnete den Thorweg auf den Hof, warf einen seiner Strümpfe auf den Flur, legte sich darauf wieder zu Bette, und fing, nach einer Weile, ein heftiges und klägliches Geschrei: „Diebe, Diebe!" im Hause an.

Alle Bewohner des Hauses wurden darüber wach. Der Sattler sprang aus dem Bette; es wurde Licht angeschlagen, man bemerkte den Diebstahl, und der Bursche hatte seine Anstalten so gut getroffen, und spielte itzt seine Rolle so natürlich, daß jedermann auf den Verdacht gerieth, daß ein ehemaliger Hausknecht der Thäter gewesen sey.

Der Bursche schwieg, und der Hausknecht wurde zur Untersuchung gezogen.

Dies Verfahren jammerte ihn; er hielt es für seine Pflicht, den unschuldigen Menschen zu retten. Er setzte also die darauf folgende Nacht seine Spukerei unter fast ähnlichen Umständen fort; und er schnitt sich sogar des Abends vorher mit einem Messer sein Halstuch entzwei. In der Nacht fieng er nun ein ängstliches Geschrei an, daß man ihn er-

morden wolle, sagte zu dem Gesellen, es sey jemand bei seinem Koffer gewesen, und schnappte selbigen, den er vorher leise aufgemacht, mit solcher Gewalt zu, daß es der Geselle in der daran stoßenden Kammer sehr deutlich hören konnte, und selbst auf den Arawohn kam, daß fremde Diebe bei des Burschen Koffer gewesen wären.

Bei diesen Umständen konnte man auf dem ehemaligen Hausknecht nicht weiter Verdacht hegen, man setzte ihn also in Freiheit; aber nun fiel aller Argwohn auf den Gesellen. Er wurde also arretirt und wider ihn eine gerichtliche Untersuchung verhängt.

Was hatte nun der unglückliche Dieb mit seiner Spukerei gewonnen? Jtzt war ein andrer Unschuldiger durch ihn beschimpft und gefänglich eingezogen worden. Auch diesen mußte er retten. Er beschloß also, sein Spiel weiter fortzusetzen, ob er sich gleich zum Schein stellte, als fürchte er sich sehr, und wolle nun nicht mehr im Hause bleiben, sondern zu seinem Eltern zurückgehen.

In einer der folgenden Nächte wurde er aber an der Ausführung seines Vorsatzes dadurch gehindert, daß die Glasthüre zur Werkstätte verschloßen war, durch welche er in den Hof gehen wollte. Hier stieß er in der Unüberlegtheit das Fenster ein.

Das von ihm herausgestoßene Glas verrieth sogleich bei der Besichtigung, daß diese Spukerei von keinem außer dem Hause, sondern von dem Burschen selbst vorgenommen seyn müße. Er wurde darauf vernommen, läugnete aber alles, und wurde endlich, gegen eine gestellte Kaution seinem Vater überlaßen, der ihn mit sich nach Hause nahm.

Da ihn der Sattler inzwischen nach Verlauf von einiger Zeit demohnerachtet wieder annehmen wollte, so machte sich der Vater mit ihm auf den Weg nach Berlin. Der junge Bursche ging hinter dem Vater, und ließ nun, das seit der Zeit des Diebstahls beständig bei sich getragne Geld in den Weg fallen, und rief dann seinem Vater zu: „Vater, seht doch, was liegt da!"

Dieser hob das Geld auf, und als er es genauer betrachtete, kam er auf den Gedanken, daß dies wohl das dem Sattler entwendete Gold seyn mögte.

Er stellte seinen Sohn auf der Stelle sehr ernstlich darüber zur Rede, dieser läugnete aber die That standhaft, versicherte den Vater, daß es jemand verloren habe, und bat ihn dann, ihm zu erlauben, daß er es der Mutter nach Hause tragen könne, bis Nachfrage darnach geschähe. „Wenn sich aber kei„ner dazu meldet, Vater," setzte er hinzu: „so

„kann es ja einen kleinen Beitrag zu meiner Wan„derschaft abgeben."

Der Vater ließ sich endlich überreden, und der Sohn brachte der Mutter das gestohlne Geld.

Indeßen konnte der ehrliche Schulze diesen Vorfall nicht verschweigen, er entdeckte solchen dem Sattler, und als ihm dieser die entwendeten Goldstücke näher beschrieb, und solche gerade von eben der Art waren, als diese von seinem Sohn in den Weg geworfenen Stücke, so brachte er sie sogleich dem Sattler zurück.

Nun wurde der Dieb abermals in Verhaft genommen, anfänglich läugnete er alles, bis man ihn endlich dadurch überführte, daß man den Lappen, in welchem das Geld gewickelt war, genau in den Abschnitt eines Stücks Leinwand paßte, das man in seinem Koffer gefunden und welches ihm die Mutter zu Hemden gegeben hatte. Itzt läugnete er nichts weiter, und erzählte den ganzen Diebstahl mit allen Nebenumständen.

Er ward hierauf zu einjähriger Zuchthausstrafe, jedoch ohne infamirende Umstände, verurtheilt. Der Kriminalsenat schränkte die Strafe auf ein halb Jahr ein, und der Vater des Knaben erhielt, wegen seiner bekannten Rechtschaffenheit und Brauchbarkeit bei Auseinandersetzung der Gemeinheiten,

vom König auf eine unmittelbare Vorstellung, so viel, daß sein Sohn nach zweimonatlicher Zuchthausstrafe entlassen wurde.

Uebrigens gereicht es dem Sattlermeister zur Ehre, daß er dem jungen Menschen, nach überstandner Strafe, alles verzieh, und ihn sogar, da die Wunde seines Fingers völlig geheilt war, wieder zu sich in die Lehre nahm.

XIII.

Mord aus Rachsucht und Verzweiflung.

Am 20sten Juni 1786 stürzte der Musketier Trausch des Infanterieregiments von Erlach, (itzt Jung von Pfuhl,) zu Schweidnitz das etwas über drei Jahr alte Kind des Unterofficier Boße aus dem obersten Stock der Kaserne herunter, und lief darauf sogleich nach der Hauptwache, um sich selbst als Mörder anzugeben.

Hier ist die kurze Geschichte seines Lebens, wie er sie selbst zu den Akten gegeben hat.

„Ich heiße Johann Trausch, bin der ka„tholischen Religion zugethan, zwei und dreißig „Jahr alt, aus Eschenbach in der Oberpfalz ge„bürtig, woselbst mein Vater ein armer Hirte war. „Ich war das einzige Kind meiner Eltern, aber „schon in meiner frühsten Jugend hatte ich das Un-

„glück, sie beide zu verlieren. Nach ihrem Tode „nahmen mich andre Bauersleute aus Mitleid zu „sich; aber da sie selbst sehr dürftig waren, so „konnten sie auch nichts an mich wenden, um mich „ein Handwerk oder dergleichen erlernen zu laßen, „wodurch ich mich in der Folge hätte ernähren „können. Ich mußte von meiner frühsten Ju„gend an das Vieh hüten, um ihnen in etwas mein „Brod abzuverdienen, weshalb ich auch fast gar „nicht zur Schule gehalten wurde, und weder lesen „noch schreiben lernte, noch hinlänglichen Unterricht „in der Religion erhielt."

„Als ich mein sechszehntes Jahr erreicht hatte, „gefiel es mir nicht mehr bei dem Vieh; ich faßte „daher den Entschluß, mein Glück weiter zu versu„chen. Ich ging also meinen Pflegeeltern heimlich „davon und ließ mich unter die Churfürstl. Baier„schen Truppen als Soldat anwerben."

„Nach einiger Zeit bekam ich hier beim Spiel „Händel mit einem meiner Kameraden, und da „mich dieser drohte, daß er sich schon rächen und „mich umbringen wollte, so lief ich aus Furcht da„von und kam glücklich nach Eger."

„In Eger machte ich die Bekanntschaft ei„nes Oesterreichischen Werbers, der mich aufs neue „unter die Kaiserlichen Truppen engagirte. Aber,

„da ich des Herumschwärmens einmal gewohnt, mir „auch meine erste Desertion geglückt war, und ich, „mit meinem geringen Traktament ohne Nebenver„dienst, wozu es mir an Gelegenheit fehlte, nicht „leben konnte, so suchte ich zum zweitenmal zu „desertiren.“

„Kaum war ich auch diesmal glücklich bis ins „Eichstädtsche entkommen, so ging ich hier schon „wieder unter die Oesterreichischen Soldaten, und „wurde darauf zu einem Regiment nach Pleß in „Böhmen geschickt.“

„Hier verliebte ich mich in ein armes Dienst„mädchen und suchte bei meinem Kompagniechef um „die Erlaubniß zur Heirath an. Dieser verweigerte „mir aber den Trauschein, weil meine Braut nichts „im Vermögen und ich selbst kein Metier erlernt „hatte, wodurch ich sie und mich in der Folge hätte „erhalten können.“

„Diese fehlgeschlagne Hoffnung brachte mich zur „Verzweiflung, ich desertirte aufs neue und ließ mich „endlich, nach langem Herumschweifen vor etwa „dreizehn Monaten gegen 12 Gulden Handgeld un„ter das Königl. Preuß. Infanterieregiment von „Erlach zu Schweidnitz anwerben.“

„Im Anfange ging es mir hier ziemlich gut, „und fand ich auch noch durch Tagelöhnerarbeit mein

„Brod, nachdem aber mein Handgeld verzehrt war, „und mein Nebenverdienst abnahm, so wurde ich, — „ich kann es nicht läugnen, — liederlich und ergab „mich dem Trunk.“

„Wenn ich trunken war, so gerieth ich sehr „leicht in Zorn, und ich zankte mich dann sehr oft „mit der Frau des Unterofficier Boße, bei welchem „ich in Quartier lag. Diese Frau warf daher einen „Haß auf mich und schwärzte mich bei ihrem Mann „auf das schändlichste an, und dieser unterließ dann „nicht, mich wieder bei dem Regiment als einen „zanksüchtigen, unordentlichen und bösen Menschen „zu schildern.“

„Diese nachtheilige Aeußerungen über mich zogen „mir natürlicherweise oft sehr harte Begegnungen „von meinen Offizieren zu; ich wurde also täglich un„zufriedener mit meinem Schicksal, und um ihm ein „Ende zu machen, beschloß ich, auch hier von der „Wache zu desertiren.“

„Mein Unternehmen wurde aber entdeckt und „ich mußte dafür vier und zwanzigmal Gaßen „laufen.“

„Nach überstandner Strafe überließ ich mich „mehr denn jemals dem Trunk; um diese Neigung „zu befriedigen, verkaufte ich, da ich mit meinem „geringen Traktament nicht auskommen konnte,

„meine alten Mondirungsstücke, ohne Erlaubniß „meiner Vorgesetzten, und betrank mich.“

„In der Trunkenheit legte ich mich zu Bette, „und da ich die Nacht sehr unruhig schlief, so be- „schwerte sich mein Schlafkamerad darüber, und ich „erhielt dafür zehn Prügel, mein Kamerad wurde „aber von mir genommen.“

„Der Unterofficier Boße hatte indeßen in Er- „fahrung gebracht, daß ich meine alten Mondi- „rungsstücke verkauft hatte, solches meinen Kom- „pagniechef angezeigt, und nun war von ihm bei „der Kompagnie befohlen worden, daß ein jeder am „Nachmittage seine alten Mondirungen zeigen sollte. „Beim Mittageßen sprachen meine Kameraden da- „von, und fragten nach der Veranlaßung dieses „Befehls: „Das habt ihr den Liederlichen zu „verdanken, die sie ohne Erlaubniß verkau- „fen,“ sagte der Unterofficier Boße, und sahe mich „starr an.“

„Diese Aeußerung, und die kurz vorher erhal- „tene zehn Prügel, welche ich nicht verdient zu ha- „ben glaube, und ein Zank den ich den Abend vor- „her mit der Ehefrau des Unterofficier Boße ge- „habt, machten mich so desperat, daß ich meiner „Sinne nicht mächtig war.“

„Als ich daher vom Tisch aufstand, rief ich das „Kind des Unterofficier Boße zu mir, und stürzte „es von dem obersten Stockwerk der Kaserne „herunter.“

„Der Knabe selbst hat mir nie etwas zu Leide „gethan, auch weiß ich nicht, warum ich eigentlich „das Kind umgebracht. Mir fiel die That auch nur „in dem Augenblick ein, da ich das Kind herunter„stürzte. Es überfiel mich auf einmal eine Art von „Wuth, auch dachte ich ganz und gar nicht an die „Folgen meines Mordes und was mir für ein Schick„sal bevorstände. — Nur war es mein ernstlicher „Wille zu sterben, aber es fehlte mir an Muth, „mich selbst zu tödten, ich wählte daher das Kind, „weil es noch unschuldig war, und keine Sünden „begangen, also gewiß selig werden würde.“

„Der Vorsatz zu sterben war mein Hauptbewe„gungsgrund zu diesem Mord, aber vielleicht auch „Rachsucht gegen die Boßeschen Eheleute, weil „es ihr Kind war; mir ging es so im Kopf herum, „daß ich es nicht mit Gewißheit bestimmen kann, „aber Desperation war die Haupttriebfeder meiner „That.“

„Itzt reut es mich freilich, aber mein Lebens„überdruß war zu groß; im Taumel meiner Ver„zweiflung und in der Wuth über die von dem Un-

„terofficier Boße erlittenen Bedrückungen, wußte „ich keine Rettung, als durch einen Motd meinem „Elend ein Ende zu machen. Ich bitte um einen „Defensor, ob ich gleich glaube, daß es mir nichts „helfen wird, und um Zeit zur Buße.“

Nach der kriegsrechtlichen Sentenz wurde der Mörder ohne Zulaßung eines Geistlichen auf den Richtplatz geführt, dort von oben herab gerädert und demnächst sein Körper aufs Rad geflochten.

XIV.

Dreifacher Mord aus Liebe zu Gott und den Ermordeten.

Adam Lüder Christian Gädke wurde im Jahr 1742 zu Klein-Lückow in Pommern geboren, woselbst sein Vater ein Schäfer war. In seiner Jugend erhielt er eine nach seinem Stande verhältnißmäßig gute Erziehung von seinen Eltern; er wurde fleißig zur Schule und Kirche angehalten, und nicht allein in der lutherischen Religion sondern auch in den zur Schäferwirthschaft erforderlichen Kenntnißen unterwiesen.

Als er sein achtzehntes Jahr erreicht hatte, nahm er als Knecht bei einem andern Schäfer Dienste, er mußte darauf Soldat werden, aber, wegen eines Schadens auf der Brust, erhielt er, nach Verlauf von sieben Monaten, seinen Abschied.

Nachdem er hierauf wieder verschiedentlich als Knecht gedienet hatte, verheirathete er sich im Jahr 1772 und nahm zu Turow in Pommern eine eigene Schäferei an.

Hier führte er nun eine sehr zufriedene Ehe und zeugte drei Kinder, die er mehr als gewöhnlich liebte. Er war aber nicht bloß liebreicher Vater und friedfertiger Ehegatte, sondern auch verträglicher Nachbar und guter Herr seines Gesindes. Er half jedem gern mit Rath und That, hielt die Seinigen mit liebreichem Eifer zur Kirche und zum Gebet, trieb seine Geschäfte mit Fleiß und Treue und trug überhaupt in seinem ganzen Wandel das Gepräge eines vernünftigen und rechtschaffenen Mannes.

Eine kleine Unannehmlichkeit, die Beschuldigung nehmlich, unreine Wolle nach Anklam zum Verkauf gebracht zu haben, verursachte, daß Gädke sich enschloß, seinen bisherigen Wohnort Turow zu verlaßen, weil er glaubte, daß sein guter Name durch diesen Vorfall gelitten, und man es nun recht eigentlich darauf anlege, ihn zu kränken. In diesem Wahn bestärkten ihn selbst die unschuldigsten Ereigniße. So glaubte er z. B. als einst ein Kind mit einer Haasenscharte an seiner Thüre saß, daß solches vorsetzlich dahin gesetzt sey, damit seine eben schwangere Frau sich daran verse-

hen solle. Ein andermal, als er auf seinen Triften einige Knochen fand, bildete er sich ein, daß sie mit Vorbedacht dahin geworfen wären, und daß mit Gottes Erdboden ein Spott getrieben würde. Fand er etwa ein Gesang- oder Gebetbuch nicht an seiner gewöhnlichen Stelle; so war ihm nichts gewißer, als daß es bloß ihm zum Verdruße verlegt sey; und als die zu Turow am Michaelistage gewöhnliche Predigt auf einen andern Tag verlegt wurde, war er fest überzeugt, daß es lediglich ihm zur Kränkung geschehen sey.

Dieser unglückliche Hang, alles argwöhnisch auf sich zu deuten, nahm täglich bei ihm zu. Sein Wohnort schien ihm ein wahres Sodom, und nichts beängstigte ihn so sehr, als die Furcht, daß was ihm auf der Welt am liebsten war, seine drei Kinder der Verführung ausgesetzt zu sehn, weil er mit aller Sorgfalt nicht verhindern zu können glaubte, daß sie täglich Aergerniß nähmen.

In der Angst seines Herzens nahm er dann seine Zuflucht zu Erbauungsbüchern, welche sie aber nur vermehrten und seiner Schwermuth neue Nahrung gaben; so daß er endlich im Frühling des Jahrs 1778 auf die Gedanken verfiel, seine drei Kinder, um sie der Verführung der Welt zu entreißen, und

zugleich sein gefoltertes Gewißen zu beruhigen, Gott freiwillig zum Opfer darzubringen.

Vier Wochen rang er mit diesem Gedanken unter Gebet und Thränen, und in der Hoffnung, daß ihm Gott andere eingeben und die Menschen leiten würde, ihm weniger zuzusetzen.

Endlich aber ward ihm, wie er sagte, so zu Muthe, daß er die That vollbringen mußte, wozu hauptsächlich auch noch ein Gespräch mit dem Schulmeister Papelbaum über die biblische Geschichte beitrug. Gädke kam nehmlich auf dem Glauben Abrahams zu reden, und obgleich der Schulmeister die Meinung äußerte, daß dergleichen Glauben nicht mehr auf Erden zu finden wäre, und niemand mehr sein Kind Gott opfern würde, so bestritt doch dieses der Schäfer mit den Worten: „O ja! „und wenn es auch ihrer drei wären."

Am Tage der Vollziehung stand er vergnügt auf, unterhielt sich heiter und gutes Muthes mit Frau und Kindern, und trieb seine Heerde aus. Als er mit dieser auf dem Felde war, drangen Ströme von Thränen aus seinen Augen und er empfand Folterschmerzen. Indeßen ermannte er sich und ging nach Hause zum Frühstücke. Er fand nie-

traf daselbst als seinen jüngsten Sohn, ein Kind von anderthalb Jahren. Diesen nahm er auf den Schoos, und las im Gesangbuche. Bald darauf kam die Frau; es ward gefrühstückt, und Gädke ging wieder zu seiner Heerde, wo ihn der vorige Gedanke verfolgte, und, des Betens auf den Knien ungeachtet, zum festen Entschluß ward.

Gegen Mittag trieb er, wie gewöhnlich, nach der Schäferei; und, da der Weg vor seinem Hause vorbei führte, ging er hinein, um den Milcheimer zu holen. Sein jüngstes Kind sprang ihm entgegen, er nahm es auf den Arm, küßte es, setzte es in den Eimer und trug es spielend und liebkosend mit zur Heerde; die Mutter und die beiden andern Kinder folgten, und die Schaafe wurden gemolken. Nach geendigtem Geschäfte ging alles ruhig und still der Wohnung zu; die Frau blieb in der Küche um die Milch abzusieden, Gädke ging in die Stube, setzte sich an den Tisch, las im Kalender und spielte abwechselnd mit seinen Kindern. Die Frau rief ihm zu, einige Maulwurfshaufen bei den Kohlpflanzen zu ebnen, er aber achtete nicht darauf und blieb bei den Kindern sitzen.

Nachdem er noch eine Weile gesessen, trieb ihn der lange herumgetragene Vorsatz plötzlich zur That.

Er sprang auf, lief in die Küche, holte ein starkes Tragholz, krammte aus Furcht vor Störung die Stubenthüre zu, und gab seinem zweiten spielend auf der Erde sitzendem Kinde einen solchen Schlag auf den Kopf, daß es, ohne einen Laut von sich zu geben, sogleich sinnlos da lag. Das älteste Kind, ein Mädchen von fünftehalb Jahren, fing an zu zittern und zu weinen; er aber endete bald ihre Furcht durch einen Schlag, von dem sie zu Boden stürzte. Ein gleiches wiederfuhr in eben dem Augenblick seinem Lieblinge, dem jüngsten anderthalbjährigen Sohne.

Nach vollbrachter That nahm er langsam bedächtig die blutigen Kinder von der Erde auf, legte das älteste und jüngste zusammen in eine Wiege, das mittelste in das Bett, worin es gewöhnlich zu schlafen pflegte. Noch regten sich sämmtliche Kinder convulsivisch, am stärksten der ins Bett gelegte jüngste Sohn, welcher schlecht getroffen war, und nicht gleich sterben konnte. Dies jammerte den Vater, und um des Kindes Qual zu enden, versetzte er ihm noch einige Schläge.

Ueber diesen Vorfall kam die Frau aus dem Garten, und wollte in die Stube, die sie aber verschloßen fand. Bestürzt hierüber eilte sie in den

Garten zurück, um durchs Fenster zu sehen. Hier sah sie zwar beim ersten Blicke zwei ihrer Kinder in der Wiege, das dritte im Bette liegen, aber den Vater mit dem Tragholze auf letzteres einschlagen. Aengstlich schrie sie ihm zu, ihr die Thüre zu öffnen, und erhielt zur Antwort: sie ist offen. Nun lief sie hinein und riß das noch lebende mit Blut bedeckte Kind, auf welches der Vater noch immer zuschlug, aus dem Bette. Indem sie es in ihren Armen hielt, hörte sie in der Wiege röcheln; sie eilte hinzu, welch ein Anblick! — ihre beiden andern Kinder rangen blutig mit dem Tode. Itzt fragte sie nach der Ursache dieses gräßlichen Trauerspiels, und erhielt kaltblütig zur Antwort: „Ich weiß „nun gewiß, daß die Kinder zu Gnaden an„genommen und selig werden."

Indem hörte der Mörder das Röcheln der Kinder und sah ihre Zuckungen. Schnell ergriff er das auf der Erde liegende Tragholz aufs neue und wollte mit den Worten: „Ich kann die Qual „nicht ansehen, ich muß sie nur völlig tödten" von neuem auf die Sterbenden einschlagen, die Frau entriß es ihm, er aber ergriff den Stiefelknecht, und schlug dem auf dem Bette liegenden Kinde den Kopf vollends ein.

Schreiend und heulend lief die Frau nun zum Hause hinaus; er aber nahm sein Strickzeug und trieb die Heerde aus, und ließ sich, als das Volk häufig herzustürzte, willig gefangen nehmen.

Der Gedanke, daß seine Kinder der argen Welt entrißen und nun bei Gott wären, machte, daß er die verübte That als eine verdienstliche Handlung ansah. Selbst, wann richterliche Vorstellungen seinem Munde das Geständniß abdrangen, daß er gesündigt habe, bemerkte man nur zu deutlich, daß sein Herz dem widersprach, was sein Mund sagte. Wirkliche Reue und Gewißensangst blieben daher auch in der Einsamkeit des Kerkers von ihm fern. Die Ruhe des Gemüths, die aus seinem Gesicht und seinen Reden hervorleuchtete, setzten jedem, der ihn sah, in Erstaunen, und niemand ging ungerührt von ihm.

Gefaßt und ruhig sah er seinem Tode entgegen; ja er wünschte ihn oft mit Inbrunst, und nichts konnte ihn aus der Faßung bringen, als der Gedanke einer lebenslänglichen Gefangenschaft, denn er war völlig überzeugt, daß Wahnsinn und Verlust der Seligkeit alsdann sein unvermeidliches Loos seyn würde.

Er ward vor Gericht aller Strafe entbunden, bloß der allgemeinen Sicherheit wegen fand man nöthig, ihn in Verwahrung zu bringen. Das Pommersche Kriminalgericht schlug dazu eine Festung, der Kriminalsenat zu Berlin ein Zuchthaus vor; der König aber schrieb mit eigener Hand auf den Rand des Urtheils: Tollhaus; und dahin ward der Unglückliche dann auch gebracht.

XV.

Raub, verübt von einem siebenzehnjährigen Bauerburschen.

Schindler war von Ellerbach, einem Lüzner Amtsdorfe, gebürtig. Seine Eltern waren mehr wohlhabend als arm, aber demohnerachtet wurde er in seiner Jugend so wenig unterrichtet und durch Erziehung gebildet, daß er nicht einmal die gehörige Unterweisung in den Lehren des Christenthums erhielt. Schon sehr früh nahmen ihn seine Eltern, zur Ersparung des Schulgeldes, aus der Schule, damit er im Hause zu kleinen Handdiensten gebraucht werden könnte; und als nachmals seine Mutter blind wurde, die ihn noch bei seinem äußerst geitzigen Vater zuweilen vertreten hatte, sah er sich schon als Knabe genöthigt, sein väterliches Haus zu verlaßen, um sich selbst sein Brod mit Mühe und Kummer zu verdienen oder zu erbetteln.

Als er kaum das sechszehnte Jahr erreicht hatte, raubte ihm der Tod seinen Vater und nun kam er unter das drückende Joch einer sehr lästigen Vormundschaft, indem sein Vormund, statt für sein Bestes zu wachen, ihm bei jeder Gelegenheit durch Trägheit, unnütze Weitläuftigkeiten und Chikanen unübersteigliche Hindernisse in den Weg legte.

Zu Hause seufzte seine blinde Mutter in ihrem verlaßnen Wittwenstande nach einem arbeitsamen, treuen und erfahrnen Gehülfen, der ihre ländliche Wirthschaft zu führen im Stande seyn mögte, weil solche, bei ihrer Blindheit nothwendig zu Grunde gehen mußte, und sie von ihren beiden Stiefsöhnen keine Unterstützung hoffen konnte, denn der älteste war seit vielen Jahren als Soldat nach Polen gekommen, und man hatte ganz und gar keine Nachricht von seinen Leben oder Tod, und der jüngste war erst sieben Jahr alt.

Bei diesen Umständen hielt es Schindler für eine Pflicht der Liebe und kindlichen Dankbarkeit, seiner Mutter mit allen seinen Kräften beizustehn.

Er verließ also seinen bisherigen Dienstherrn mit dem besten Zeugniß seines Wohlverhaltens; eilte zu seiner verlaßnen Mutter, und übernahm ihre Witrhschaft.

Aber kaum hatte er eine kurze Zeit alle die Beschwerlichkeiten, die mit einem solchen Geschäft verknüpft sind, geduldig ertragen, als er nur zu lebhaft inne ward, daß seine noch kraftlose Jugend und der Mangel an praktischer Erfahrung in dergleichen häuslichen Angelegenheiten aller Art es ihm unmöglich machten, dieser Wirthschaft mit gutem Erfolg vorzustehn.

Er fühlte es nun sehr tief und mit inniger Kränkung, daß alle sein Fleiß nicht hinreichte, sich und seine Mutter vor Hunger zu schützen; daß alle seine Anstrengung vergeblich sey, ihren und seinen traurigen Zustand zu verbeßern und daß er, bei allen seinen Arbeiten im Schweiße seines Angesichts in kurzer Zeit von allen Kleidungsstücken völlig entblößt und mit seiner blinden Mutter endlich gar noch um Allmosen würde bitten müßen.

Ueberall sah er nichts als Elend und Mangel, und Noth und Verzweiflung für die Zukunft.

Diese äußerste Noth trieb ihn also im größten Taumel aus seiner Mutter Hause, und voll von solchen quälenden Betrachtungen, wankend zwischen Furcht und Hoffnung, verließ er seinen Geburtsort, und vermiethete sich wieder bei einem Anspänner in einem benachbarten Dorfe als Knecht.

Doch auch hier fühlte er, bereits von der unentbehrlichsten Kleidung entblößt, Mangel und Elend, die ihn beständig als treue Gefährten von seiner frühsten Kindheit an, begleitet hatten. Er verlor allen Muth und alle Hoffnung zu einer bessern Zukunft. Zaghaftigkeit und Schwermuth ergriffen seinen düstern Geist, und brachten ihn zur Verzweiflung.

Zu Schindlers Unglück hielt sich aber auch in dem Dorfe, wo er sich itzt vermiethet hatte, ein in jeder Rücksicht äußerst verächtlicher und lächerlicher Mensch auf, der näher beschrieben zu werden verdient.

Weiske, so hieß dieser Mensch, war eins der wunderlichsten und abentheuerlichsten Geschöpfe unter der Sonne, selbst sein leiblicher Bruder bestätigte dies nachmals in den Akten. Allein, bei aller seiner fast thierischen Dummheit hatte er sich, durch seinen äußerst niederträchtigen Geiz von seiner beschwerlichen Tagelöhnerarbeit nach und nach ein für seinen Stand ansehnliches Kapital an Gelde gesammlet; und sowohl seine Einfalt und abentheuerliche Aufführung als seine Reichthümer waren in der dasigen Gegend fast jedermann sprichwörtlich bekannt.

Es war bereits, nach seiner eigenen Aussage, so weit mit ihm gekommen, daß man ihm fast nir-

gends einige Arbeit mehr geben wollte, weil ihn jedermann für reich hielt, und es lieber einem Hülfsbedürftigen zuwendete. Weiskes Geiz war aber unersättlich. Wo er nur irgend unterkommen konnte, arbeitete er mit dem größten Eifer und der ununterbrochendsten Anstrengung, um immer mehr zusammen zu scharren, ob er gleich (nach seiner eigenen Aussage) es nicht nöthig hatte und bereits funfzig Jahr alt war.

So viel Geld er indeßen auch besaß, so war doch seine Kleidung so schlecht und zerlumpt, daß man ihn für einen der ärmsten Tagelöhner oder Bettler halten mußte. Ueberdieß war er noch, — eine natürliche Folge seiner Dummheit und seines Geizes, — gegen jedermann äußerst mißtrauisch, und dahero konnte er sich auch nie entschließen, seine gesammelten Schätze einem Fremden anzuvertrauen. Sein Argwohn ging so weit, daß er sogar seinem leiblichen Bruder nicht ein einzigesmal sein Geld gewiesen, noch ihm gesagt hat, wie hoch sich die Summe deßelben belaufen. Aber, diesem allen ohnerachtet, beging er auf der andern Seite eine Unbesonnenheit, die jenem Mißtrauen geradezu zu widersprechen schien. Er hatte nehmlich stets sein ganzes Vermögen in größern oder kleinern Beuteln bei sich, die er theils auf seine Schultern packte, theils um

seine Hüften schnallte, und sein ganzer Leib hatte an dem beträchtlichen Gewicht dieser Geldsäcke, oder der in alte Lumpen gewickelten Bündel, die überall um ihn herumhingen, nicht wenig zu tragen.

Wenn er arbeitete, die Arbeit mogte bestehn worin sie wollte, so legte er diese Geldbündel wieder ab, und während der Arbeit bei Seite, oder um und neben sich herum, wodurch er in der ganzen umliegenden Gegend den Landleuten zum Gespött wurde.

Sein Bruder hatte ihm schon zuvor wegen dieses wahnsinnigen Betragens die sehr natürliche Prophezeihung gethan: „daß man ihn gewiß noch mit seinem eigenen Stocke todtschlagen und ihm sein Geld abnehmen würde;“ er hatte aber nie darauf geachtet.

Diesen halb blödsinnigen Menschen lernte Schindler in seinem neuen Dienst kennen, und es entstand, bei seiner drückenden Armuth und bei der Vorstellung an den hülfsbedürftigen Zustand seiner verlaßnen Mutter, sehr bald der Wunsch in seinem Herzen, im Besitz von Weiskes Reichthümern zu seyn, und nun dachte er unaufhörlich daran, wie er sie seinem einfältigen Besitzer abnehmen könnte.

Endlich führte Schindler, als er noch nicht völlig achtzehn Jahr alt war, im Jahr 1770 diesen unglücklichen Vorsatz wirklich aus.

Weiske war einst in seines Herrn Hofe in einer Arbeit begriffen, und weil Schindler bei dem neben an wohnenden Nachbar diente, so konnte er über eine eingefallene Gartenmauer seiner Arbeit zusehn.

Schindler hatte Weisken schon vorher, um sich bei ihm einzuschmeicheln, und um gelegentlich seine Absicht beßer ausführen zu können, einen vortheilhaften Dienst zu verschaffen versprochen; er rief ihm daher zu: daß er itzt Wort halten und ihm zu dem versprochnen Dienst verhelfen könne.

Der geldbegierige Weiske nahm dieses Anerbieten mit Freuden an, und sie verabredeten beide, den darauf folgenden Sonntag nach diesem Dienste zu gehn.

Kaum war der bestimmte Tag angebrochen, so stellte sich Weiske auch schon bei Schindlern ein, und beide machten sich nun auf den Weg nach einem andern Dorfe, wo Weiske den Dienst erhalten sollte.

Als

Als sie ohngefähr eine Viertelmeile gewandert waren, äußerte Schindler, daß er nicht nach dem gedachten Dorfe, sondern zu seinem Vetter nach R · · · zu gehen gesonnen sey. Bei dieser Aeußerung änderte auch Weiske seinen Entschluß, und bot sich ihm zum Begleiter an, um zu sehn, ob er vielleicht dort einen Dienst bekommen könnte.

Unterweges fiel das Gespräch aufs Heirathen, und Weiske ließ sich unter andern aus: daß er freilich lieber heirathen als dienen mögte.

Sogleich erbot sich Schindler, ihn zu seines Vater Brudertochter in R · · · auf die Heirath zu führen; ein Beweis, wie sehr sich dieser arme Mensch alle Mühe gab, etwas von diesem Halbmenschen für seine Gefälligkeiten zu erhalten, und daß es ihm noch gar nicht in den Sinn kam, ihn zu berauben. Doch alle diese Bemühungen waren vergeblich, Weiske war ein viel zu gefühlloses und undankbares Geschöpf, als daß er nur im mindesten an irgend ein kleines Geschenk für seinen Freund und Brautwerber hätte denken sollen, er gab vielmehr gleich darauf einen sehr sprechenden Beweis seines schmutzigen Geizes.

Als er nehmlich den Vorschlag zur Heirath genehmigt hatte, so gingen beide Wanderer nach R · · ·

zu, setzten über die Saale und kehrten in die Schenke eines gleich an der Saale liegenden Dorfes ein.

Hier ließ sich nun Schindler nebst etwas Brod, erstlich für einen und dann noch für einen Groschen Brandwein geben.

Ob nun gleich Weiske, seiner bekannten Gewohnheit nach, alle sein Geld bei sich trug, so ließ er sich doch, aus Kargheit, nichts zu trinken oder zu eßen reichen, sondern wartete auf die Anfrage der Wirthin, und bis ihm Schindler von seinen Brandwein zu trinken anbot. Er hielt es auf jeden Fall für zuträglicher, wenn sein Freiwerber, den er eigentlich hätte freihalten sollen, für ihn die Zeche bezahlte.

Bei dieser niederträchtigen Aufführung verwandelte sich Schindlers Freundschaft plötzlich in heimlichen Groll, und seine Geldbegierde erwachte aufs neue. Seine Hoffnung, von Weisken für seine Dienstleistungen eine Belohnung zu erhalten, verschwand itzt gänzlich, und an ihrer Stelle trat eine Art von Verzweiflung über diese fehlgeschlagene Aussichten; er gerieth nun auf den unseligen Gedanken, dasjenige mit Gewalt zu nehmen, was er im Guten nicht erlangen konnte.

Kaum hatten sie sich beide wieder auf den Weg gemacht, so konnte Schindler diesem Gedanken, seinen kargen Reisegefährten zu berauben, nicht länger widerstehn.

Beide waren indeßen zu einer über dem Dorfe gelegenen Leimgrube gekommen, und Schindler versicherte seinem Kameraden itzt, daß der Weg eigentlich durch diese Leimgrube gehe, und hieß ihn, wie immer, vorauszugehn.

Der einfältige und unvorsichtige Weiske that dies ohne allen Argwohn und ging wirklich einige Schritte voraus. Schindler ergriff nun augenblicklich diese vortheilhafte Gelegenheit, seinen gefaßten schrecklichen Vorsatz zur Wirklichkeit zu bringen, und versetzte ihm mit dem Stock, den er vorher gegen den seinigen ausgetauscht hatte, einige Hiebe über den Kopf, daß er, durch die Gewalt dieser Schläge unter der Last der vielen bei sich habenden Geldsäcke, zu stolpern anfing, und auf die Knie sank. Er ermannte sich zwar sehr bald, sprang von der Erde auf, und ob er nun gleich seinem Räuber sehr leicht kräftig hätte Widerstand thun können, so warf er nicht nur den in der Hand habenden Stock, sondern auch sogar den bisher auf der Schulter getragenen Geldsack, die darüber gehängten

Stiefeln und die an ihnen gebundenen zwei Geldsäcke sogleich weg, und ergriff die Flucht.

Schindler benutzte diesen günstigen Umstand; er nahm die von dem Flüchtling weggeworfenen Sachen auf, schnitt die beiden Geldsäcke los, steckte sie zu sich, ließ die übrigen Sachen liegen, und machte sich auf, um davon zu gehn.

Weiske zeigte sogleich den ganzen Vorfall gehörig an, und bestimmte seinen Verlust auf acht und funfzig Reichsthaler an Ephraimiten, vierzig Thaler an Leipziger Groschen, zwanzig Thaler an Zwei- und Viergroschenstücken, und fünf und zwanzig bis dreißig Thaler an Eilfpfenniggroschenstücken.

Bei der Untersuchung der Wunden, die Weiske erhalten, fand man, daß zwar bei selbigen keine Todesgefahr zu vermuthen sey, daß aber der Verwundete demohnerachtet eine geraume Zeit, wegen der großen Erschütterung des Gehirns, einige Beschwerlichkeit, besonders bei Veränderung der Witterung, empfinden würde.

Es wurden sogleich Steckbriefe erlaßen, und Schindler kannte so wenig die Strafbarkeit seines

Verbrechens, daß er mit dem geraubten Gelde überall in der dortigen Gegend herumschweifte, sich sogar auf öffentlichen Markte zu W··· verschiedene Sachen kaufte, ohne Scheu seinem Dienstherrn unter die Augen trat, und nach Verlauf von acht Tagen des Nachts in R··· zu seinem Vetter ging; da ihm dieser aber nicht einlaßen wollte, sondern mit den härtesten Drohungen wieder fortschickte, so verbarg er sich auf einen Baum, wo man ihn hernachmals entdeckte, herunterzog und gefangen nahm.

Er gestand bei seiner ersten summarischen Vernehmung: „daß er schon einige Tage zuvor, ehe er mit Weisken gegangen sey, den Entschluß gefaßt habe, ihn todt zu schlagen, und ihm sein Geld zu rauben, daß er um deswillen den Weiske mit auf R··· zuzugehn überredet, und daß er sich von ihm seinen Haselstock lediglich in der Absicht habe geben lassen, um ihn damit zu ermorden, weil er geglaubt, daß sein eigener Stock zerspringen würde; daß er den Beraubten durch den ihm in der Schenke gegebenen Brandwein trunken zu machen gesucht, um den Todtschlag desto leichter an ihm ausführen zu können; daß er ihn in der Absicht durch die Leimgrube geführt und voraus zu gehn geheißen, um

ihn von hintenzu erschlagen zu können, und daß er ihm aus Mitleid das Leben geschenkt habe.

Der Unglückliche wurde nun in Ketten gelegt und in ein Gefängniß gesetzt. Hier beweinte und bereute er seine That auf das aufrichtigste. Er bat, daß man ihm statt einen, zwei Groschen täglich zum Brod geben mögte, weil er wegen der damaligen Theurung des Korns, für einen Groschen sich nicht so viel kaufen könnte, sich satt zu eßen; auch bat er noch, ihm aus Barmherzigkeit ein Hemde, ein Paar Beinkleider und ein Paar Strümpfe zu schenken, womit er sich bei der eintretenden rauhen Witterung, vor Kälte schützen und seine Blöße bedecken könnte. Beides wurde ihm bewilligt.

Da sich aber itzt seine Furcht vermindert hatte, so wiederrief er seine erste Aussage gänzlich, und betheuerte: daß seine Angabe, den Weiske einen Dienst zu verschaffen, keine Erdichtung von ihm sondern sein wirklicher ernstlicher Vorsatz gewesen sey, ob er gleich nicht gewußt hätte, ob dieser Dienst in dem Dorfe noch wirklich offen sey oder nicht. Er hätte gar nicht daran gedacht, den Weiske todt zu schlagen, und dieser Gedanke sey ihm erst unterwegs eingefallen, weil es ihm da nicht anders vorgekommen sey, als wenn einer vor-

herginge und ihn zu der That aufmunterte. Seine erste Aussage habe er in voller Angst abgelegt, und nicht darauf acht gegeben, als ihm solche vorgelesen worden. Auch habe er den Weiske nicht ermorden wollen, ihm auch keinen Brandwein gegeben, um ihn betrunken zu machen, denn der Beraubte hätte nur für einige Pfennige getrunken. Ihm selbst könnte der Brandwein wohl in den Kopf gestiegen seyn. Den Raub aber habe er um deswillen verübt, weil er keine Kleider gehabt, und sich solche gerne habe kaufen wollen. Uebrigens sey ihm erst itzt gesagt worden, was ein Straßenraub auf sich habe, und welche Strafe darauf stehe, vorher habe er es nicht gewußt.

Auf die Frage: ob er schon mehr geraubt und gestohlen habe? antwortete er: „Nein! da soll „mich Gott vor bewahren, diese That muß „mir der Teufel eingegeben haben."

Ihm wurde nun der Prozeß gemacht und ein Defensor von Gerichtswegen zugeordnet; aber dem allen ohnerachtet erkannte der Schöppenstuhl zu L∙∙∙ Schindlern mit dem Schwerdte vom Leben zum Tode zu richten und seinen Körper hernachmals aufs Rad zu legen.

Der bedauerungswürdigen siebenzehnjährige Verbrecher appellirte zwar und obgleich sein Defensor alles hervorsuchte, ein gelinder Urtheil für ihn zu bewirken, so wurde doch die erste Sentenz von dem Schöppenstuhl zu W*** bestätigt, und der unglückliche Schindler enthauptet.

XVI.

Mord aus religiöser Schwärmerei.

Daniel Völckner war der Sohn eines Bürger und Riemermeister zu Friedland, einem Städtchen, sechs Meilen von Königsberg in Preußen. Seinen Vater verlohr er schon in seinem vierzehnten Jahre; worauf er von seiner Mutter in seinem Geburtsorte bei einem Schuhmacher in die Lehre gethan wurde. Nach geendigten Lehrjahren ging er, um sein Handwerk in der Fremde zu treiben, nach Danzig. Aber ehe er hier noch Arbeit bekommen konnte, ward ihm sein Felleisen, und mit diesem sein Handwerkszeug und seine Kundschaft gestohlen. Weil er nun ohne letztere keine Arbeit erhalten konnte, so ließ er sich in Danzig unter des Major Augustin Kompagnie, Dänischen Seeländischen Regiments, auf sechszehn Jahr

anwerben, und nach Kopenhagen transportiren. Hier wurde er nun zwar von seinen Officieren sehr hart begegnet, indeß hielt er doch seine sechszehn Kapitulationsjahre ehrlich aus. Nun foderte er seinen Abschied, und als er diesen erhalten, beschloß er, nach seiner Heimath zurückzugehen. Unterwegs begegnete er einen beurlaubten Soldaten, mit Namen Börmann. Mit diesem ging er nach Meyburg, einen Flecken an der Mecklenburgischen Gränze, wo derselbe Bürger und Schuhmacher war, und Börmann nahm ihn in seine Werkstatt auf. Allein Volknern gefiel diese Werkstatt nicht, er verließ sie noch an demselben Tage, ging in ein Bierhaus, und ließ sich gegen 5 Thaler Handgeld von einem Reiter anwerben, der ihn den 11ten März 1753 an das Infanterieregiment von Wintersheim (itzt Graf von Herzberg) in Burg ablieferte.

Nach seiner Aussage erwachten gleich bei seiner Ankunft in Burg Mordgedanken in seiner Seele; denn die Vorstellungen von der Glückseligkeit eines künftigen Lebens erweckte bei ihm den höchsten Grad von Unmuth und Lebensüberdruß. Er wünschte nichts mehr, als die Bürde seines Lebens abzuwerfen, um desto früher der Seligkeit theilhaftig zu werden. Hierzu erwählte er nun, aus irrigen Religionsbegriffen, den ihm einzig möglichen Weg, sein

eigenes Leben durch einen Mord zu verwirken, nach deßen Vollbringung er immer noch Zeit behalten würde, sich wieder zu Gott zu bekehren.

Nach der Aussage seines Schlafkameraden, des Füselier Thomas Gelmroth, lebte er beständig sehr gottesfürchtig, sang alle Morgen einige geistliche Lieder, las fleißig in geistlichen Büchern, wovon er unter andern das Hallische goldne Schatzkästlein seinem Schlafkameraden zu deßen Erbauung anbot. Er ermunterte denselben oft zur Frömmigkeit, und erzählte ihm, wie er in seiner Jugend auch ein wilder Mensch gewesen, nunmehro aber auf den rechten Weg gekommen sey. Weil er weder Brandwein trank, noch mit andern Burschen umging, so hielt ihn sein Schlafkamerad für einen Pietisten.

Einmal fügte es sich, daß letzterer Gesellschaft bei sich hatte, wo man lustig und guter Dinge war, und er dem Völckner Brüderschaft zutrinken wollte; dieser aber nahm an der allgemeinen Freude nicht Theil, und ging mit den Worten aus der Stube: er habe keinen Durst, kam auch den ganzen Tag nicht wieder zurück. Des Tages darauf stellte Völckner seinen Schlafkameraden hierüber sehr ernsthaft zur Rede, der nun auch anfing alle Gesellschaft zu vermeiden, um nur mit ihm in Ei-

nigkeit zu leben, weswegen ihn Volckner sehr lieb gewann.

Als sie einmahl zusammen schliefen, fiel es dem Gelmroth ein, seinen Schlafkameraden wegen seiner zu hochgetriebenen Heiligkeit aufzuziehen, indem er zu ihm sagte: es sey doch unrecht, daß einige Leute so ganz auszeichnend fromm seyn, und dadurch anzeigen wollten, als wenn sie allein nur der Seligkeit theilhaftig werden könnten. Völckner antwortete darauf, das sey von ihm sehr unrecht gedacht, man müße seelig werden, und kurz darauf rief er heftig aus: „ich will, ich muß selig werden!" Diese Worte wiederholte er einigemal mit wildem Ton, wobei er stark mit den Händen focht, und sich im Bette herumwarf. Nachdem er sich nun noch eine Weile mit dem Gedanken, daß er mit aller Gewalt selig werden wolle, beschäftiget hatte, brach er in bittre Klagen über sein ehemaliges gottloses Leben aus, und fing auf einmal an: „da bin „ich so dabei gekommen!" welche Worte er wohl drei bis viermal hintereinander wiederholte, und wenn sein Schlafkamerad ihn fragte: wobei denn? so antwortete er eben daßelbe. Nachher wurde er im Verhör über diese Worte vernommen, ob er irgend vor seiner Mordthat in seinem Leben sonst

noch ein großes Verbrechen begangen habe, worauf er aber erwiederte: daß er sich keines vor dem menschlichen Richterstuhle strafbaren Verbrechens schuldig wiße. Hieraus läßt sich vermuthen, daß die obigen Worte sich vielleicht auf seine schon im Sinne habende Mordthat beziehen mogten, die er sich schon so gut als geschehen dachte.

Einige Tage vor dem verübten Morde traf ihn einer seiner Kameraden, Namens Kendler, auf dem Kirchhofe an, und ging mit ihm spatzieren. Völckner unterhielt, dieses Kendlers Aussage nach, lauter geistliche und gute Gespräche mit ihm, wo er auch unter andern sagte: daß Gott den Menschen so viel Gutes erzeige, und diese demohngeachtet so sehr zum Bösen geneigt wären. Als unter diesen Gesprächen der Abend herauf kam, und die Sterne etwas sichtbar wurden, fing Völckner an: „diese „Sterne sind unsere Vorboten, man muß sich bestreben, bald dorthin zu kommen!“

Seiner Aussage nach, hatte Völckner schon lange den Gedanken mit sich herumgetragen, einmal ein Kind zu ermorden; (um auf die Weise, wenn er sich nach vollbrachter Mordthat bekehret hätte, desto eher dorthin zu kommen, in jenes beßere Leben, wohin er sich sehnte,) drei Wochen

aber vor seiner That hatte er eine besondere Angst und Bangigkeit, es war ihm immer, als ob er jemanden umbringen müßte. Zuweilen schlief er ruhig, zuweilen aber nicht, und gleich beim Anbruch des Tages erwachten mit ihm die Gedanken zu morden. Als man ihn im Verhör fragte: warum er diese Aengstlichkeit nicht dem Feldwebel oder seinen Kameraden, oder dem Feldprediger entdeckt habe? gab er hönischlächelnd zur Antwort: „weil ich es nicht „gewollt, und der Prediger hätte mir doch „nicht helfen können!“

Drei Tage vorher, ehe er den Mord beging, spielte er auf eben dem Kirchhofe, wo er zuvor die geistlichen und guten Gespräche geführt hatte, mit den kleinen Kindern, in der Absicht, eins davon zu tödten, aber die Menge der Menschen hinderte ihn, seinen Vorsatz auszuführen.

Endlich am 23sten Mai 1753 gegen Abend hielt ihn nichts mehr ab, sein schreckliches Vorhaben ins Werk zu richten. Ein kleines Mädchen, das zuweilen mit des Feldwebels Tochter spielte, und dessen Eltern er nicht kannte, kam auch diesen Abend in das Haus, wo Völckner im Quartier lag. Sein Wirth und seine Kameraden waren ohngefähr eine Stunde vorher ausgegangen. Er rief also

die beiden Mädchen zu sich in die Stube. Hier theilte er erst seine Abendmahlzeit mit ihnen, dann bog er dem einen Mädchen die Stirne über, und durchschnitt ihr mit einem Messer, das er, (seiner eigenen Aussage nach,) schon einige Tage vorher hierzu gewetzt hatte, die Gurgel. Das andere Mädchen, welches noch etwas erwachsener war, sagte während der That zu ihm: „was machst du da?“ er bedrohete es aber und es schwieg. Nach verrichteter That ging er sogleich auf die Hauptwache, gab sich selbst als Mörder an, und gestand, daß ihm nun seine That leid sey. Er ward sogleich in Verhaft genommen, schlief aber die Nacht ganz ruhig: denn nach seiner Aussage war gleich nach vollbrachtem Morde die Aengstlichkeit, die ihn seit drei Wochen beunruhigt hatte, verschwunden.

Den Tag darauf verhörte man ihn nebst seinen Officiers und um ihn gewesenen Soldaten. Erstere sagten aus, er sey sehr leicht mit Worten zu ziehen gewesen, und letztere behaupteten einstimmig, daß sie niemals äußere Zeichen von Tiefsinn oder Schwermuth bei ihm bemerkt hätten, er sey zwar nicht sehr lustig, und ausschweifend, aber doch auch nicht gänzlich ein Kopfhänger gewesen.

Er selbst antwortete bei der Untersuchung vernünftig und mit vieler Präzision und bezeigte gegen

seine Vorgesetzten sowohl in Worten als Geberden viele Ehrfurcht. Er erzählte auf Befragen seinen Lebenslauf, gestand sein Verbrechen mit allen Nebenumständen, und setzte hinzu: er habe wohl gewußt, was eine solche That für Folgen habe, und daß er sie mit seinem Blute würde büßen müßen, indeßen wäre ihm dieser Gedanke, zu der Zeit da ihm sein Leben zur Last gewesen, gar nicht schreckend vorgekommen, jetzt wünsche er, daß es nicht geschehen wäre. Insbesondere merkwürdig sind folgende Aeußerungen von ihm, welche nur zu deutlich zeigen, wie viel, durch Vorstellung einer höheren Glückseligkeit erzeugter Lebensüberdruß, und falsche religiöse Begriffe von einer nach vollbrachter Mordthat noch anzustellender Bekehrung, zu der Ausführung seines Entschlußes mögen beigetragen haben.

Er habe anfänglich Vertrauen auf Gott gehabt, allein dies sey nachher, da sich die bösen Gedanken erst seiner bemächtiget, geschwächt, und er dadurch verleitet worden, von Kirchen und Abendmahl, welches er sonst fleißig genoßen, zurückzubleiben. Jetzt wolle er lieber sterben, jedoch selig sterben, als leben. Jonas habe solches auch gewollt. Zwar wäre dieser nicht auf solche

Art

Art gestorben, dieses habe er auch vorher so genau nicht überdacht. Er glaube noch immer, es habe zu seinem Besten gereicht, daß er damals, als ihm in Danzig sein Felleisen gestohlen, zu den Dänen geführet worden sey. Hier sey er rechtschaffen bekehret worden, habe einen guten Wandel geführt, und bloß auf seiner Reise nach Burg habe sein Christenthum gelitten (vermuthlich, da er sich mit den Reitern einließ). Jetzt sey er nun zwar gänzlich von Gott abgefallen, indeß wiße er doch, wie er es anzufangen habe, wenn er sich wieder bekehren wolle.

Niemals wurde er in größere Verlegenheit gesetzt, als wenn man ihm die Frage vorlegte: warum er diese abscheuliche That gerade an einem unschuldigen Kinde, welches ihn nie beleidiget, verübt hätte? Alsdann rieb er sich die Stirne, blieb lange ängstlich stehen, als sinne er auf einen Grund, und wiße ihn selber nicht zu finden, bis er sich endlich blos auf ein dunkles Gefühl berief, daß ihn dazu angetrieben hätte.

Als man ihn beim Schluß der Untersuchung fragte: ob er einen Defensor verlange? antwortete er: „er wiße wohl, daß er sein Leben verwirkt habe, er verlange also auch keinen Defensor;“ und als man ihn darauf wieder in die Wachtstube führte, sagte er zu

dem Officier: „Gelt, Herr Lieutenant, das wär „kurz resolvirt!“ An diesem Tage, als dem andern nach seiner Gefangennehmung, mußte ihm sein Schlafkamerad seine Bücher bringen; diese waren:

Arends wahres Christenthum,
das Paradieß-Gärtlein,
Freylingshausens Gesangbuch, und
das Hallische goldne Schatzkästlein.

Das Kriegsgericht verurtheilte ihn, daß er ohne Zulaßung eines Geistlichen, durch das Schwerdt vom Leben zum Tode gebracht, sein Körper aber demnächst unter den Galgen verscharrt werden sollte.

XVII.

Mord aus Zorn und Rachsucht.

Der Prediger L... zu H** hatte einen hoffnungsvollen Sohn und eine kranke äußerst gebrechliche Tochter. Sein vorzüglichster fast einziger Umgang war mit einem seiner ältesten Jugendfreunde, dem Kaufmann B..., deßen ganze Famile nur aus einer liebenswürdigen Tochter bestand.

Karl L..., der Sohn des Predigers, war täglich in dem Hause des Kaufmanns, und faßte dahero schon von Kindheit auf eine Neigung zu Karolinen B..., die frühzeitig Liebe wurde. Beide Eltern sahn diese Neigung ihrer Kinder nicht ungern; denn der Prediger L... glaubte, daß sein Sohn sich dereinst durch das Vermögen seiner künftigen Gattin, (der Kaufmanu B... war ein sehr wohlhabender Mann,) einen bequemern Weg zu seinem Glücke bahnen könnte, und der Kaufmann B... hoffte von den Talenten seines künftigen

Schwiegersohns, daß er das an Ehre ersetzen würde, was ihm an Reichthum abginge. Karl L... verlobte sich dahero auch schon wirklich mit Karolinen B..., ehe er die Universität bezog, woselbst er die Rechte studieren sollte.

Hier war er kaum anderthalb Jahr gewesen, als er die traurige Nachricht von dem plötzlichen Tode seines Vaters erhielt. Die Betrübniß über diesen Verlust machte den verlaßnen Jüngling um so mehr niedergeschlagen, da er aus Leichtsinn und einem ihm angebohrnen Hang zum Großthun, einige Schulden gemacht hatte, und er würde ganz trostlos gewesen seyn, hätte ihm nicht Karolinens Vater die Versicherung gegeben, nunmehro für ihn und seine hülfsbedürftige Schwester zu sorgen.

Er beschloß, von nun an sehr eingezogen und sparsam zu leben, und er würde auch, bei der Unterstützung des Kaufmann B... im Stande gewesen seyn, seine nicht beträchtlichen Schulden zu tilgen, hätte er nicht, durch eine Vereinigung unglücklicher Vorfälle, auch diese letzte Hülfe verlohren.

Er bekam nehmlich bald darauf, zu seiner größten Bestürzung von einem Geistlichen seiner Vaterstadt die traurige Nachricht, daß sein künftiger Schwiegervater theils durch einen treulosen Ban-

kerott, theils durch einen unglücklichen Brand um sein ganzes Vermögen gekommen sey.

Der Schreck über dies unerwartete Unglück seines Wohlthäters stürzte ihn in eine heftige Krankheit.

Kaum hatte er sich wieder in etwas erholt, so erhielt er einen Brief von seiner Geliebten, mit der dringenden Bitte, sogleich die Akademie zu verlaßen, und zu ihr zurückzukehren, um ihrer unglücklichen Familie Beistand zu leisten.

Seine Krankheit hatte seine Schulden wieder vermehrt; er sah keinen Ausweg, sie itzt zu tilgen, und die Noth zwang ihn, im Stillen davon zu gehn; doch hinterließ er seinen Gläubigern die heiligsten Versicherungen, daß er ihnen gewiß, sobald es ihm nur irgend möglich wäre, bezahlen würde.

Bleich und von Kummer abgezehrt kam er in seine Vaterstadt an; seine erste Frage war nach dem Kaufmann B.... Man zeigte ihm in einem engen Gäschen ein elendes Haus, wo er drei Treppen hoch wohnen sollte. Welch ein neuer unerwarteter Schlag des Schicksals! auch sein einziger Wohlthäter war nicht mehr, der Kummer über seinen Verlust hatte ihn ins Grab geworfen.

Jetzt mußte der verlaßne Jüngling und seine kranke Schwester von der wenigen Unterstützung leben, die ihnen die Wittwe des Kaufmann B... von dem geringen Ueberrest ihres ehemaligen Vermögens zuwenden konnte. Alle seine Bemühungen gingen dahin, bald auf irgend eine Art befördert zu werden, aber alle — waren fruchtlos. Wer ihm noch dazu hätte behülflich seyn können, war mißtrauisch in seinem Charakter geworden; man schrieb die bleiche Farbe seines sonst blühenden Gesichts nicht dem Kummer über sein Schicksal sondern jugendlichen Ausschweifungen zu, und wurde dadurch noch mehr in diesem Wahn bestärkt, da seine Gläubiger von der Universität her ihn itzt von Zeit zu Zeit, wegen der Bezahlung seiner Schulden, gerichtlich belangten.

Endlich, nach einem halben Jahre, erhielt er durch Empfehlung des Geistlichen, der ihm von dem Unglück des Kaufmanns B... die erste Nachricht ertheilt hatte, eine Justiziariatsstelle auf den Gütern des Baron von P...

Nun schien sich sein Schicksal zu seinem Vortheil zu ändern. Er machte hier die Bekanntschaft einer wohlhabenden hoch bejahrten Amtmannswittwe, die ihn und seine Schwester, welche er

nun zu sich genommen hatte, so lieb gewann, daß sie ihn zu ihrem Universalerben einsetzte; wodurch er sich nach dem Tode dieser Wittwe, etwa nach Verlauf von anderthalb Jahren, in dem Besitz eines Vermögens von 9000 Gulden sah.

Diese Erbschaft, verbunden mit den Einkünften seines Amts, setzten ihn endlich in den Stand, seinen so lange genährten Wunsch durch Karolinens Hand zu befriedigen.

Er ging also nach seiner Vaterstadt, um dort seine Hochzeit zu vollziehen. Am Morgen dieses festlichen Tages lockte ihn ein Zufall ans Fenster. Hier sah er ein Mädchen mit einem Korb künstlicher Blumen vorbeigehn. In der Voraussetzung, daß seine Braut vielleicht noch etwas davon gebrauchen könnte, rief er das Mädchen herauf, kaufte ein kleines Bouquett, und eilte damit zu Karolinen.

Im Weggehn begegnete er seinem Barbier, den er grade um diese Zeit bestellt hatte. Er hieß ihn etwas warten, weil er gleich wieder zurückkommen würde. Der Barbier wandte zwar ängstlich ein, daß seine Zeit heute sehr kurz sey, versprach indeßen doch eine kleine Weile zu warten.

Der glückliche Bräutigam flog zu seiner Geliebten, und überreichte ihr das Bouquett. Ka-

roline war eben mit ihrem Anzuge beschäftigt, und dies veranlaßte ihren Liebhaber zu einem weitläuftigen Gespräch über die Eitelkeit des weiblichen Geschlechts, das auch an seinem wichtigsten Tage immer vor allen andern Dingen für seinen Putz zu sorgen pflege. Unterdeßen kam ein Bote mit der Nachricht, daß der Barbier nicht länger warten wolle. Karl griff nach seinem Huth, und riß seiner Braut, als er ihr zum Abschiede die Hand küßte, eine Näharbeit, womit sie beschäftigt war, aus den Händen, mit den Worten: „Weg doch für heute, „mit der Arbeit!“

„Aber diese Arbeit gehört zu meinem Braut„kleide, und für wem zieh' ich es an?“ versetzte sie, indem sie das Nähzeug wieder aufnahm. „Schön, „sehr schön,“ fuhr sie fort, als sie die Nähnadel darin vermißte: „wo ihr Männer euch doch nur „blicken laßt, ist gleich Verlust; meine schöne Näh„nadel, die einzige, die ich habe.“

„Oho, der Verlust ist mit einen krummen „Rücken zu ersetzen,“ antwortete Karl und bückte sich nieder, um die Nadel zu suchen.

Er suchte lange, fand sie aber nicht und Karoline spöttelte über seinen scharfen Blick; durch

diese kleine Neckerei noch mehr gereizt, gab er ihr halb unwillig zur Antwort: „Durch mich sollen „Sie nichts verliehren, sey's auch nur eine „Nähnadel," und setzte seine Nachsuchung eifrig fort. Karoline ließ ihn noch eine Weile in Verlegenheit, als er aber gar kein Ende machte, bat sie ihn, das fernere Suchen aufzugeben, weil sein Barbier ohnehin schon sehr lange auf ihn warte.

Karl meinte zwar, dieser könne noch länger warten, gab aber doch endlich den Bitten seiner Braut nach, und ging, mit etwas übler Laune über diesen unbedeutenden Vorfall, in seine Wohnung zurück.

Seine erste Frage beim Eintritt ins Haus war nach dem Barbier. Sein Bediente antwortete ihm: daß dieser Mensch mit heftigem Murren über das lange Warten, fortgegangen sey. War Karl schon etwas verstimmt, so wurde er es jetzt noch mehr. Er hatte diesen Vormittag noch einige nothwendige Geschäfte und mußte schlechterdings ausgehn. Der Bediente mußte also gleich fort, den Barbier aufzusuchen, der auch bald mit ihm zurück kam.

Karl fuhr den Barbier etwas hart an, bekam aber von ihm, da er diesmal das Recht auf

seiner Seite zu haben glaubte, eben nicht die bescheidenste Antwort. Der Wortwechsel wurde ziemlich heftig. Karl gab seinem Bedienten einen Brief und befahl ihn, damit sogleich zu einem Beamten in der Nachbarschaft, der etwa eine kleine Viertelmeile davon wohnte, zu reiten. Als dieser fort war, warf sich Karl, noch zornig auf einen Stuhl und der Barbier fing an, ihn zu rasiren.

Sey es nun daß der aufgebrachte junge Mann nicht ruhig saß, oder wallte auch dem Barbier das Blut: genug, dieser versetzte ihn einen kleinen Schnitt am Munde.

Karl sprang auf, und glaubte die Wunde größer, als sie wirklich war. Ein kleiner Zug von Eitelkeit gehörte mit in seinem Charakter, eine solche Verunstaltung an diesem feierlichen Tage, und die dringende Nothwendigkeit, gleich auszugehn; dies alles brachte ihn so sehr auf, daß er, in der ersten Hitze, dem Barbier eine Maulschelle gab.

Dieser knirschte mit den Zähnen und schwieg: Karl befahl ihm in gebieterischem Tone, sein Geschäft zu enden, er setzte also sein Messer wieder

an und — — schnitt dem unglücklichen jungen Mann die Gurgel ab.

Von Blut überströmt sank dieser zu Boden.

Karls Geldschrank stand offen, der Mörder durchsuchte es, fand, außer einigen hundert Thalern in Golde, des Ermordeten geerbte Obligationen, steckte solche zu sich, verschloß das Zimmer, nahm den Schlüssel mit sich, und machte sich auf die Flucht.

Gegen Mittag kam der Bediente mit der Antwort von dem Beamten zurück; fand die Thüre verschloßen, und fragte beim Wirth, ob sein Herr ausgegangen sey? Man verneinte es, er pochte, erhielt aber keine Antwort. Er wurde unruhig, man öffnete endlich die Thüre, und erblickte den Ermordeten, schwimmend in seinem Blute.

Der Bediente eilte nach Karolinens Wohnung, und hinterbrachte der unglücklichen Braut die schreckliche Nachricht.

Der Mörder wurde sechs Meilen von H** auf geschehene Nachforschung, in dem Flecken S...z, an seinem verstörten Wesen, vorzüglich aber an den Blutflecken auf seinen Kleidern ent-

deckt und der Gerechtigkeit überliefert. Beim Verhör sagte er aus: „Er habe bereits seit einiger Zeit ein heimliches Liebesverständniß mit der Kammerjungfer einer alten katholischen Gräfin unterhalten. Weil diese Dame aber sehr eingezogen gelebt habe, und nur selten ausgegangen sey, seine Geliebte auch nur selten zu sehen bekommen. Nach einer achtwöchentlichen Krankheit der Gräfin, während welcher er das Kammermädchen gar nicht gesehen, habe diese ihn den Abend vor der unglücklichen That benachrichtigen laßen, daß ihre Herrschaft morgen in die Frühmesse gehen würde und ihn eingeladen, diesen Zeitpunkt durch einen Besuch zu benutzen. Dies wäre nun gerade eben die Stunde gewesen, auf welche der unglückliche Entleibte ihn zu sich hinbestellt hätte. Er wäre, in der Hoffnung, bald fertig zu werden, auch erschienen. Verdrießlich habe er lange gewartet, und wäre endlich, als auf seine wiederholte Erinnerung, der junge Bräutigam von seiner Braut nicht zurückgekommen, zur Wohnung der Gräfin gegangen. Als er aber in die Straße gekommen, wo diese wohnte, habe er bereits ihre Kutsche vor der Thüre halten sehen. Das Kammermädchen, die eben beschäftigt gewesen, ihrer Herrschaft aus dem Wagen zu helfen, habe ihm,

als sie ihm gewahr geworden, einen drohenden Blick zugeworfen. Ueber diese Vereitelung seiner gehofften Freuden, und durch die Besorgniß, vielleicht hierdurch die Gunst des Kammermädchens ganz verscherzt zu haben, sey er, in den heftigsten Unmuth versetzt und nachmals, durch die erlittene Beleidigung und Maulschelle, aus Rachsucht und Wuth zu dem schrecklichen Morde verleitet worden."

Dieser Verlust stürzte Karolinen in eine schwere hitzige Krankheit. Ihre Jugendkräfte siegten zwar, aber ihr Verstand hatte gelitten; sie verfiel in Schwermuth, die bald darauf in Wahnsinn überging und ihr das Leben raubte. Ihre Mutter überlebte diesen Verlust noch ein halbes Jahr; und nun blieb von dieser unglücklichen Familie nichts übrig, als Karls gebrechliche Schwester. Das Schicksal dieser an sich schon unglücklichen Person war noch dadurch verschlimmert worden, daß der Mörder ihres Bruders auf seiner Flucht, die zu sich gesteckten Obligationen, und das Geld, um nicht daran entdeckt zu werden, ins Wasser geworfen hatte. Karolinens Mutter war auch durch die vielen traurigen Vorfälle in so dürftige Umstände gebracht, daß sie jener

wenig Unterstützung reichen konnte. In diesem Elende überlebte Karls unglückliche Schwester die andern alle; sie mußte zuletzt zu einer öffentlichen Versorgungsanstalt ihre Zuflucht nehmen, worin sie auch gestorben ist.

Dem Mörder wurde die Strafe des Schwerdts zuerkannt.

BIBLIOTHECA REGIA MONACENSIS

Inhalt.

Einleitung. Seite 3.

I. Mord aus Liebe. 21.

II. Mord aus Verzweiflung über die Untreue einer Geliebten an einer dritten Person. 31.

III. Vielfaches Verbrechen aus geringer Ursache. 44.

IV. Raub auf öffentlicher Landstraße aus Mangel an Unterhalt 61.

V. Ermordung einer Person aus verzweiflungsvoller Rachsucht gegen eine andere. 74.

VI. Ermordung eines Knaben, aus Verzweiflung über verschmähte Liebe einer liederlichen Bettlerin. 83.

VII. Intendirter Mord aus Lebensüberdruß. 93.

VIII. Raub von einem Juden verübt, um den Leibzoll bezahlen zu können. 102.

Lebenslauf des Nehemie Jehuda Leib.
Von ihm selbst aufgesetzt. Seite 113.

IX. Ermordung eines Kindes, aus Schwermuth und religiöser Schwärmerei. 131.

X. Mord, von einem siebenzigjährigen blinden Prediger an seiner eigenen Ehefrau verübt. 141.

XI. Mord aus Lebensüberdruß, nach neuntägigem Hunger. 152.

XII. Diebstahl aus kindlicher Liebe. 162.

XIII. Mord aus Rachsucht und Verzweiflung. 170.

XIV. Dreifacher Mord aus Liebe zu Gott und den Ermordeten. 177.

XV. Raub, verübt von einem siebenzehnjährigen Bauerburschen. 186.

XVI. Mord aus religiöser Schwärmerei. 201.

XVII. Mord aus Zorn und Rachsucht. 211.

X X.85
XII.88
XX 11 92

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Müchler, Karl, 1763-1857

Kriminalgeschichten Aus' gerichtlichen Akten gezogen

Bd.: 1.

Berlin (1792)

Crim. 181 ns-1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10395069-6
VD18 80344844-001